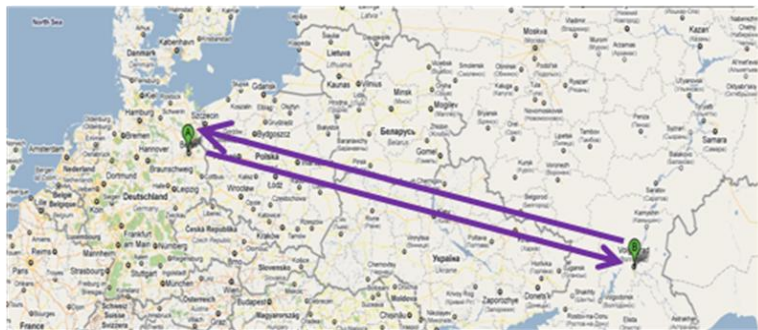


Berlin - Volgograd und zurück



*Das
deutsche - russische - jüdische
Leben der*

Lotte Donski

31. Oktober 2010

1994 lernte ich Lotte Maximowna Donskaja in Wolgograd kennen. Ich half damals der wieder erstandenen evangelisch-lutherischen Gemeinde Sarepta (Wolgograd) beim Aufbau. Sie brachte meine Predigten in ein ordentliches Russisch – Lotte, verfolgte jüdische Kommunistin aus Berlin.

Lotte Donski wurde gestern 90 Jahre alt. Sie wurde im Prenzlauer Berg geboren als erste Tochter staatenloser jüdischer Einwanderer aus Polen. In Lichtenberg ging sie zur Schule.

Als sie 14 Jahre alt wurde, musste sie aus Deutschland fliehen. Zu der Zeit wurde ich geboren.

Die Mutter, Lotte, und ihre kleine Schwester folgten dem Vater, der sich in die Sowjetunion, nach Stalingrad abgesetzt hatte. Dort halfen die Eltern beim Aufbau des Traktorenwerks. Bald wurde Maxim Donski als „deutscher Spion und Volksfeind“ zu Lagerhaft verurteilt, ihm folgte die Mutter. Erst nach dem Krieg wurden sie entlassen.

Die beiden jungen Frauen mussten sich durchschlagen – niemand durfte wissen, wer sie waren...

in Deutschland verfolgt als Juden und Kommunisten, in der Sowjetunion als Deutsche - Faschisten.

Während der Schlacht um Stalingrad 1942/43 brachte Lotte eine Tochter zur Welt – im Keller unter Ruinen. Das Kind verhungerte, nachdem Mutter und Tochter ins Hinterland gerettet waren.

1996 kam Lotte zurück nach Berlin.

Sie ist mit der Veröffentlichung ihres Berichtes einverstanden.

Ernst-Gottfried Buntrock

Berlin, den 23.01.2002

Muss doch mal anfangen!

In Gedanken habe ich es schon oft gemacht, aber... War immer schreiblustig, für Aufsätze hatte ich in der Schule gute Noten. Hab viele Male mit Tagebüchern angefangen, das erste mit 16 Jahren, weiß noch genau den Anfang! Auf Papierfetzen 1945 - damals gab es kein Papier. Manchmal im Telegrafensteinil, für mich selbst geschrieben, konnte mich nach vielen Jahren dann erinnern, was und mit welchem Gefühl ich das geschrieben habe.

Aber in Deutsch? Das wird alles primitiv klingen. Na ja! Bloß möch2te ich doch, dass auch meine deutschen Freunde nach mir sich noch an mich erinnern. Und die Biographie ist doch etwas Interessantes.

Was ich nach Berlin mitgebracht habe, hat das erste Datum vom 26. März 1977. Da ist auch ein langes Vorwort. Vieles mit Emotionen muss ich lassen (über Musik, das Jahr Beethovens) usw.

Vorwort

Es ist gar nicht leicht, sein Leben zu beschreiben, das wusste ich, hatte Angst. Übrigens eine Nachricht: Charlie Chaplin ist tot. Auch aus meiner Kindheit. Ich verstand schon als Kind seine tragisch-komische Kunst. Genug davon.

Mein Vater Moritz (Moische) Donski wurde am 22. Februar 1893 in einem kleinen Ort in Polen, Rodomergebiet (damals Russland) geboren, der Name des Dorfes (oder "Stättl") war so typisch polnisch, dass ich ihn als Kind nur mit Lachen aussprechen konnte, etwa "Pschebjbursch" oder ähnlich. Auch kann ich mir bis jetzt nicht vorstellen, warum meine

Eltern kaum ein paar Worte polnisch und gar kein Russisch kannten, so waren diese jüdischen "Stättl" isoliert, man sprach nur jiddisch.

Die Familie meines Vaters war arm, wie fast alle in diesen Gebieten "Sesshaftigkeit der Juden", wo ihnen erlaubt war, als Handwerker oder Kaufmann zu leben, selten sogar auch ein Stück Land zu bebauen. Anderswo durften in Russland Juden nur leben, wenn sie eine bestimmte Vermögensgrenze überschritten hatten. Sein Vater war Gerber, hatte auch ein kleines Feld, ein gemietetes. In der Familie waren nur drei Kinder, was selten war. Ein Sohn ist früh gestorben, und eine Tochter ist etwas älter als mein Vater. Leider weiß ich von meinen Vorfahren fast gar nichts. Warum? Habe nie richtig gefragt, und Vater erzählte selten. Ich erinnere mich nur an ein Foto eines sehr alten Mannes mit großem Bart. Vater sagte mir, dass es mein Urgroßvater war, der 102 Jahre alt wurde.

Wie fast alle dort, war man streng orthodox gläubig, alles Vorgeschriebene wurde streng eingehalten. Pogrome und Demütigungen gab es oft, der einzige Schutz - bei "Ihm" (das Wort "Gott" durfte man nicht unnützlich aussprechen)

Man nennt die Juden das "Volk des Buches", denn selten konnte jemand nicht den Talmud lesen, aber nur Männer und nur hebräisch, die Sprache der Heiligen Schriften. Mädchen besuchten keine Schule, auch meine Mutter hat nie eine besucht. Lesen und Schreiben in Jiddisch hat sie selbst gelernt, mit 15 - 17 Jahren. Für Jungs gab es den Cheder - eine Schule, wo nur Gebete und anderes Heiliges in Hebräisch gelernt wurde, die Sprache, die sie nicht verstanden. Es herrschte große Strenge, oft Schläge, grausame Strafen, sodass Vater alles nur hasste. Und er wurde später überzeugter Atheist. Mit 13 Jahren wurde er als Weberschüler nach Lodz geschickt,

mit 15 lief er auch von dort weg. Er war nicht sehr groß, aber kräftig, eine Zeit war er sogar Schiffsjunge und Grubenarbeiter.

Dann kam der erste Weltkrieg und deutsches Militär besetzte Polen. Vater wurde, wie viele, nach Schlesien zur Zwangsarbeit gebracht. Gegen die schlechten Behandlungen versuchten sie zu streiken. Alle aus Polen wurden verhaftet. Vater konnte flüchten und kam nach verschiedenen Abenteuern nach Berlin, wohin er sich wie viele Juden sehnte. Das war schon das Jahr 1917 - und Vater, der schon in Polen mit revolutionären Kreisen (der "Bund" – junge Juden) sympathisierte, wurde aktives Mitglied der Gruppe "Spartak".

Jetzt erst über Mutti Eugenia (Gitel) Izkowitsch. Sie wurde am 26. August 1895 in Kiltz, im Südwesten Polens geboren. Ihr Vater starb früh, die Mutter hatte jedoch noch genug Mittel. Ihre zwei Töchter und der Sohn kannten keine große Not, bis der Krieg ausbrach. Der Bruder meiner Mutter ist als Soldat verschollen, gleich am Anfang des Krieges. Der Name Izkowitsch ist mir einmal in Odessa begegnet, aber es war nicht ein Verwandter meiner Mutter.

Etwas über ihre ältere Schwester: Sie hat sich in einen jungen Mann verliebt, der zwei Jahre für revolutionäre Tätigkeit im Gefängnis saß, dann entlassen wurde, da er Tuberkulose in Schnellform hatte. Sie bestand darauf, ihn zu heiraten, wenn auch nur eine kurze Zeit, wollte sie mit ihm sein. Große Aufregung in den Familien, dann aber sammelte man Geld für sie, und sie konnten nach Amerika gehen, so wie sehr viele Juden damals aus Polen. Er konnte dort kaum etwas verdienen; sie aber hat schnell gute Büroarbeit gefunden und einen Mann, der junge Hunde von besonderer Art aufzog, mit deren Fett Tuberkulose geheilt wurde. So wurde er wieder gesund,

sie starb Anfang der Dreißiger Jahre. Er, Onkel Josef, der reiche Onkel aus Amerika, besuchte uns noch in Berlin.

Die Gegend, wo Mutti zuhause war, lag 1914/15 genau an der Frontlinie zwischen deutschem und russischem Militär. Ein Geschoss schlug in das Haus ein, und dazu bekam noch meine Oma Typhus, an dem sie bald starb. Da fuhr Mutter nach Lodz, bekam dort Arbeit in einer Spinnerei. Und als die Deutschen sie und die ganze Spinnerei, alles junge Mädchen, zur Zwangsarbeit nach Berlin brachten, arbeitete sie hier in einem Werk, das Zeltplanen herstellte. Bis 1917 alles zerfiel, mit Generalstreik, das Echo aus Russland und dem verlorenen Krieg. Auch sie wurde Mitglied des "Spartakus"-Bundes. Mutti war sehr hübsch, nicht groß, schlank, mit großen schwarzen Augen, langen schwarzen Wimpern, heller Haut und sehr langen dichten schwarzen Haaren, die als Zöpfe geflochten wie Schnecken auf beiden Ohren aufgewickelt wurden. Das machte sie schwerhörig, aber so war die Mode. Ich erinnere mich an ein Foto vor meiner Zeit, wo sie mit ihrer Freundin zu sehen ist, beide mit gestreiften langen Röcken und Westen, hoch geschnürte Stiefel, weißes Hemd mit hohem steifen Kragen und Schlips. Das sollte die emanzipierte Frau zeigen.

So waren denn meine Eltern 1917 beide in einer "Spartakus"-Bund Gruppe, wurden bei einer Versammlung beide verhaftet. Mutti wurde bald entlassen, Vater war länger im Gefängnis. Ihm etwas dahin zu bringen, war nur Verwandten erlaubt. So machte man Mutti zu Vaters Schwester. Das wurde erst die Bekanntschaft meiner Eltern. Mutti hatte auch eine starke Stimme (Mezzosopran). Noch in Lodz war sie Mitglied eines Laienchores, einmal war sie mit diesem Chor in Wien. Bei einem Konzert standen sie sogar auf der Bühne der Oper.

Darüber erzählte Mutti oft mit Begeisterung eine Erinnerung fürs ganze Leben.

Vater war auch nach der Entlassung aus dem Gefängnis sehr aktiv. Über diese Zeit in Deutschland habe ich in Russisch einiges geschrieben, den Deutschen muss das doch bekannt sein. Übrigens wurden die Roten Matrosen im Schulunterricht totgeschwiegen. Wer kennt heute noch den Aufstand der Kieler Matrosen, die kurze Bayern-Sowjetrepublik, die Belagerung des Verlagsgebäudes des "Vorwärts" (Zeitung der SPD): Vati war dabei, als dieses Gebäude "erobert" wurde, sehr viele wurden erschossen, auch als Gefangene. Auch als am 1. Januar 1919 der Spartakusbund offiziell aus der SPD austrat, und die KPD gebildet wurde, war Vati dabei.

Dies war in einem Haus in der Altonaer Straße 11, wo auch Rosa Luxemburg wohnte in dem gutbürgerlichen Viertel Wilmersdorf. Es verlockt mich, mehr darüber zu schreiben, über das Gefühl von diesen Straßen, Häusern, wo ich jetzt wohne. Und überhaupt über Berlin, wo man noch soviel vom Alten sehen kann. Mein Vater war immer mitten in den revolutionären Ereignissen, er erzählte uns von diesen hochdramatischen Ereignissen.

Nachdem Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht ermordet wurden, feierten die Revolutionäre schon ihren Sieg (Januar 1919). Aber es gab immer wieder Barrikadenkämpfe, Generalstreiks, dann wurden noch Wahlen organisiert, die Weimarer Republik wurde geboren, vor Berlin hatten sie Angst. Die neue Verfassung gab Freiheit, nur die Kommunisten blieben außer Gesetz. Man beschuldigte sie des Terrorismus, geheim wurden von den Rechten Minister ermordet, angeblich von den Kommunisten.

Na, darüber wollte ich doch nicht schreiben; es ist hier bekannt, aber es gehört zu meiner Biographie.

Alle Ausländer sollten ausgewiesen werden. Dann konnte Vati einen Pass „ohne Staatsangehörigkeit“ bekommen (man nannte das "Nansen-Pass", das hat der Polarforscher Nansen vorgeschlagen, es gibt sie bis jetzt noch irgendwo). Erst arbeiteten meine Eltern ganz unregelmäßig, Vater auch als Metallarbeiter. Ende 1919 bezogen sie zusammen eine kleine Wohnung in der Frankfurter Allee in Lichtenberg. Eine Heirat gab es nicht, standesamtliches haben meine Eltern erst unterschrieben, als ich zur Schule kam. Vati hasste geradezu alle bürokratischen Formalitäten.

Am 30. Oktober 1920 um 24 Uhr (fast der 31.) kam ich zur Welt in der Lichtenberger Entbindungsanstalt (so steht es in meiner Geburtsurkunde). Gut, dass Lichtenberg schon seit März 1920 zu Berlin gehörte, sonst würde ich keine Berlinerin sein (schrecklich). Vati hat sich schon Kaufmann genannt, obwohl er erst keiner werden wollte. Er hatte einen Laden in der Schönhauser Allee gemietet mit einem Hinterraum, eigentlich einem Lagerraum, der aber unsere Wohnung wurde. Da war gerade wieder einer der vielen Streiks, die zu Generalstreiken übergingen, wo die Stadt oft ohne Verkehr und ohne Licht blieb. Kaum konnte Vati mich und Mutter mit einem Pferdewagen ins neue Zuhause bringen. Dieser Raum hinter dem Laden hatte einen Zementfußboden, nur ein kleines Fenster oben an der Wand, die zum Laden führte. Ich erinnere mich noch an diesen, da wir dort bis zu meinem vierten Lebensjahr wohnten. Als ich 14 Tage jung war, bekam ich Mumps, war plötzlich schon halb erstickt, blau. Ein Arztgehilfe konnte gerade noch einen langen Schnitt über den Hals machen und das bisschen Leben retten. Eine kleine Narbe habe ich dort jetzt noch, nach 81 Jahren.

Nach dieser Operation konnte das Kind nicht richtig die Brust saugen, sodass man ihm mit Mühe etwas Milch einflößen

musste. Doch erholte sich das Kind, durfte aber länger nicht schreien, wurde also verwöhnt Tag und Nacht. Und als es schon ganz gesund war, gab es auch keine Ruhe nachts. Das wurde Vati zu viel, er schob den Wagen mit dem Kind abends in den Ladenraum, schloss die Tür mit dem Schlüssel ab, legte den unter sein Kissen. Das Kind schrie viele Stunden, und neben Vati lag weinend Mutti, schimpfte ihn, ein gefühlloses Ungeheuer zu sein, wollte den Schlüssel haben, aber Vati blieb standhaft, wenn auch diese Nacht alle fast nicht schlafen konnten. Die nächste Nacht heulte das Kind schon weniger. Aber dann wurde alles ganz normal, alle schliefen, so wie es sich für jeden gehört.

Ich schreibe das, um zu zeigen, dass ich im Charakter meines Vaters Herzensgüte mit starkem Willen festgestellt habe. Das sah man auch in seinen Gesichtszügen.

Die ersten Jahre meines Lebens waren für meine Eltern sehr schwer. Vati hatte die erste Ware auf Kredit bekommen, Tabakwaren. Er konnte aber kaum etwas verkaufen. Die Hyperinflation kann man sich schwer vorstellen, jedes Geld, das man in die Hand bekam, musste man sofort für etwas ausgeben, sonst taugte es nichts mehr. Ein Fahrschein für die Straßenbahn kostete 1923 eine Million. Vati fuhr oft ins Land, arbeitete dort bei einem Bauern, um etwas Lebensmittel zu verdienen, oder ein Kleid dafür umzutauschen. Das ging so bis 1924. Meine Eltern legten immer sehr viel Wert auf Ernährung, für Kleider weniger. Mutti war eine gute Hausfrau, konnte gut kochen, nähen und häkeln.

Ich denke oft, dass das menschliche Gedächtnis das größte Geheimnis ist. Ich erinnere mich noch an die Tapeten in der Wohnung, an meine Kleider, selten gekaufte, meist von Mutti gehäkelte oder genähte. Im Frühling 1925 fand ich auf der Straßenecke zur Nebenstraße (Milastraße), wo ich mit etwas älteren Kindern spielen durfte, einen Geldbeutel mit vielem

Geld. Nach einer Anzeige, die meine Eltern machten, kam ein junges Mädchen, die das Geld für ihr Brautkleid verloren hatte. Sie war so glücklich, es wiederzuhaben. Das Kleid aus weißem Tüll nähte sie sich selbst und für mich gab es auch ein wunderschönes Kleid, das sie noch schön bestickt hat, und das man immer etwas länger machen konnte mit Einsätzen, sodass es viele Jahre mein Festkleid blieb.

1925 konnte Vati eine richtige Zweizimmerwohnung mieten, in der Schönhauser Allee 128 (die Nummern haben sich doch geändert, aber das Haus und den Hof habe ich gleich wieder erkannt). Es war ein Hinterhof, aber ein besserer, da auf der Straße die Hochbahn auf der Estakade stark lärmte.

Vati war sein ganzes Leben bemüht, seine Bildung zu verbessern, und vieles Neue zu lernen. In dieser Zeit war gerade die große Mode für neue Architektur und Einrichtungen. Da bestellte Vati die Wände der Küche in der neuen Wohnung in dunkelgrün mit einem abstrakten Muster. Mutti aber schimpfte darüber, sodass er doch nachgab und die Küche helle Wände bekam. Übrigens wurden unsere kleinen Zimmer vollgestopft mit viel zu protzigen dunklen Möbeln, gar nicht modernen. Die gute Stube im kleinbürgerlichen Stil, mit einer Gardine, auf der eine antike Gottheit in einem Wagen stand. Warmes Wasser und Bad gab es damals noch selten in den Wohnungen.

Diese Zeit von 1925 bis 1931 war die besten in meinem Leben. Über diese möchte ich so vieles schreiben. Jetzt wundere ich mich, wie viel Zeit ich im Sommer und Winter auf der Straße verbrachte, nicht im Hof, wo die Müllbehälter standen und es kein Grünes gab. Apropos - Müllbehälter: Es waren schwere Metallkästen, die von zwei starken Männern vom Hof zum Müllwagen auf der Straße getragen wurden. Ich sah mit Bewunderung, wie geschickt sie das taten; mit einer

Hand am Griff des Kastens, mit der anderen stemmten sie sich an die Schulter des Kameraden.

In der Nebenstraße war es auf dem Bürgersteig ziemlich ruhig. Unsere Spiele mit Murmeln, Kreiseln mit Peitschen und Seilspringen sind ja noch bekannt. Auch Leierkastenspieler, Hofhändler und anderes war Abwechslung. Im Haus in der gegenüberliegenden Seite der Schönhauser Allee war ein Eisgeschäft, im Schaufenster stand eine Eismaschine mit einer großen bunt bemalten Holzscheibe, die sich mit Antriebsriemen sehr schnell drehte, sodass die Farben verschmolzen. Ich habe mein ganzes Leben Eis sehr gern, wenn ich Geld dafür bekam, konnte ich allein mit 5-6 Jahren über die Allee gehen, lange vor dem Schaufenster stehen, zugucken. Sogar mit der Tochter des Geschäftsinhabers habe ich mich angefreundet. Auch liebe ich bis jetzt knusprige Waffeln, manchmal bekam ich eine volle Tüte davon. Auch Milch konnte ich allein aus einer Molkerei holen, sie war in einem Hinterhof in der Nähe. Ich bewundere, wie dort alles so sauber war, standen doch 2 oder 3 Kühe, aber kein Gestank, nur etwas Heugeruch. Übrigens gibt es jetzt hier in Wilmersdorf, wo ich wohne, auf einem Hof eine Gedenktafel an eine solche Molkerei und Bolle. Natürlich war ich stolz, so groß zu sein, bevor ich zur Schule ging, auch dass ich in einem Laden auf der Straße etwas einkaufen durfte, ohne Zettel und Geld.

Eine Zeit lang hatte Vati im Geschäft einen Kompagnon, auch einen polnischen Juden namens Max. Vati war deutsch, Moritz, so ließ er ein lustiges Bild an dem Laden anbringen, "Max und Moritz". Komischerweise war Max Schreiber ein kleiner runder Mann mit rundem Gesicht, hatte eine sehr hübsche Frau, eine blonde Jüdin und zwei Söhne. Der ältere Manfred war zwei Jahre jünger als ich, auch mein Spielkamerad. Sie wohnten in der nahen Milastraße, hatten sogar ein Badezimmer, das wir auch mal wöchentlich benutzten. Mit

Manfred habe ich Schachspielen gelernt, auch dachten wir uns selbst irgendwelche Spiele aus.

Bücher gab es bei uns wenige, ich erinnere mich an eine schöne Enzyklopädie mit schönen Bildern: Wappen, Fahnen, Rassentypen und anderes. Die konnte ich stundenlang angucken, dabei kam mir der Gedanke, warum es so viele Rassen und Nationen gibt. Alle müssen untereinander heiraten, damit es auf der Erde nur eine Nation gibt und keinen Krieg mehr. Damals wurde noch viel über den ersten Weltkrieg gesprochen, wie schrecklich er war und die Folgen.

Niemals darf es wieder Krieg geben. Lesen konnte ich noch vor der Schule, wie ich das gelernt habe, weiß ich nicht mehr. Zuhause gab es noch ein sehr dickes Kochbuch, Ausgabe 1890, wo für 365 Tage Rezepte waren in drei Varianten. Für einfache, bessere und Wohlständige, bei den letzten waren es drei oder vier Gänge, zu Feiertagen noch mehr aufgezählt, was mich sehr wunderte, wie man so viel essen kann. Auf gute Ernährung legten meine Eltern sehr viel Wert. Es gab viel Obst, Gemüse, Sonntags ein Hühnchen, Brühe mit Klößen. Sogar Bananen waren immer auf den Pferdewagen mit Obst, die durch die Straßen fuhren. Zu Feiertagen fuhr Vati zu Kempinski zu seinem Delikatessengeschäft (jetzt ist der Name so berühmt, hat in Berlin aber nur Hotel und Restaurants, eigentlich ist nur der Name geblieben, wo sind die Nachkommen dieses Juden?). Dort gab es Ananasse und andere exotische Früchte, die es jetzt an jeder Ecke gibt.

Gleich um die Ecke, durch die kurze Milastraße, lag der damals so genannte Exerzierplatz, eine riesengroße grüne Wiese. Jetzt ist es ein großer Sportplatz mit der Max-Schmeling-Halle. Ich glaube, der Drahtzaun ist noch derselbe. Dort war im Winter ein Teil zum Schlittschuhlaufen eingerichtet, wo ich auch viel Zeit verbrachte. Ein besonderer

Chic war es, mit Kniestrümpfen zu laufen. Und da wir so nah wohnten, war es mir erlaubt, auch abends, wenn Musik spielte, dort zu laufen. Ich konnte es gut. Im Sommer aber war das der Platz für Drachensteiger, damit beschäftigten sich nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene, die große Drachen mit mehreren hundert Meter langen Seilen steigen ließen, Sonntags oft stundenlang.

Noch bevor ich zur Schule kam, machte Vati mit mir fast jeden Sonntag Wanderungen ins Grüne, Mutti blieb meist zu Hause. Erst ging's zu Fuß, später mit Fahrrad, das ich zum fünften Geburtstag bekam. Ich erinnere mich an so viele Einzelheiten, Erlebnisse, das ist aber nicht interessant zu lesen. Wundere mich jetzt, dass Vati keine Angst hatte, mit mir im Wald zu übernachten und das gerade in abgelegenen Gegenden, wo Privatgelände war. Er sagte, das sind die schönsten, die Natur darf nicht jemandem gehören.

Im Winter waren es Sonntags die Museumsbesuche, an die ich mich auch gut erinnere. Und immer erzählte er mir etwas über seine Bewunderung für die Natur, auch für die antike Kultur und so weiter. Aber vor dem, was er Kitsch nannte, wollte er mich bewahren. So durfte ich fast nie ins Kino "Colosseum", das ein paar Häuser von uns entfernt war. Ich stand oft vor den schönen Bildern, die im Fenster dort ausgestellt waren. Mit Sehnsucht wollte ich die schönen Frauen sehen, ihre wunderbare Kleidung. Später fuhr Vati mit mir manchmal zur russischen Botschaft oder Handelsvertretung, wo ich russische Filme, meist noch stumme, sah.

Auch um mein körperliches Wohl war Vati bemüht, so kam ich schon mit vier Jahren in eine Gruppe, man kann sie nicht Tanzgruppe nennen, denn wir machten rhythmische Bewegungen, einfach nur im Kreis gehend. Unter Musik mussten wir den Takt - ein halbe oder dreiviertel, oder wechselnden -

erraten und mit vollen Bewegungen der Arme danach dirigieren, das alles im schwarzen Trikot und barfuß. Unsere Leiterin war eine Schülerin der bekannten Tänzerin Palucca, die wieder eine Schülerin der berühmten Isodora Duncan war. Diese hatte den neuen Tanz eingeführt, barfuß, mit lockerer und fließender Bekleidung. Für ältere Mädchen gab es kompliziertere Bewegungen, auch Pyramiden, die damals so beliebt waren. Ein großes Erlebnis für mich, ich konnte mit den älteren auf der Volksbühne auftreten, war die einzige kleine, die dabei war. Wurde unter großem Beifall auf die Spitze der Pyramide gehoben. Als ich in der Pause zu meinen Eltern in den Zuschauerraum ging, meinte ich, alle schauen zu mir.

Später ging ich in einen Turnverein mit dem Namen "Fichte". Alle Vereine, auch Turnvereine für Kinder waren politisch orientiert, unserer unter der KPD, wo Vater Mitglied war. Soweit ich weiß, war Fichte der erste Direktor der Berliner Universität im 19. Jahrhundert. Wir hatten auffallende Turnkleidung, blaue Höschen, knallrote Hemden mit einem blauen schiefen "F". Jeder Verein hatte natürlich seine Farben, wir hatten einen großen Sportsaal, ich konnte schon vor der Schule gut rennen, springen, später auf vielen Geräten gut turnen. Das machte mir viel Spaß. Ich kann mich gar nicht an eine Krankheit erinnern, auch meine Schwester war nie krank. Unser Hausarzt hieß Prof. Sommerfeld, Mutti nannte ihn mit Stolz "Professor", doch übrigens war es ein hübscher, junger Mann. Er lobte Mutti für die gute Ernährung und unsere gute Gesundheit, auch bei meiner Schwester später. Nur schlechte Zähne hatte ich geerbt.

Mit sechs Jahren, 1926, kam ich in die Schule. Das Schulgebäude steht noch immer, ein Backsteinbau, düster von außen und innen. In meinem russischen Schreiben habe ich aus einer deutschen Zeitung ein Bild einer Klasse eingeklebt, die

genau so aussah wie meine Klasse, sogar der Lehrer war ein ähnlicher. Über den Unterricht, den er in allen Fächern gab, brauche ich ja für meine deutschen Leser nichts zu schreiben. Er saß meist auf seinem Podium, ein Herr ungefähr fünfzig Jahre alt, war eigentlich ein gemütlicher, hatte aber einen kurzen Stock immer in der Hand. Dieser diente ihm als Zeigestock, aber er klopfte damit manchmal auch auf die Finger, besonders unruhigen Mitschülern. An den ersten Schultag erinnere ich mich noch ganz genau, erst standen unsere Mütter an den Wänden der Klasse, hörten die Ansprache des Lehrers, dann gingen sie raus und ich bekam Angst.

Lesen konnte ich schon gut, so war es mir oft langweilig während des Unterrichtes, war zerstreut, störte meine Nachbarschülerin. Klassen gab es einzelne für Mädchen und Jungen. Einmal in der Woche bekam jeder ein kleines Stück Seife, und die Klasse ging in den Keller des Gebäudes, wo ein sehr großer Raum mit Betonwänden und -boden war. Unter der Decke waren lange Rohre, aus denen heißes Wasser als Dusche floss. Kleine Birnen brachten sehr wenig Licht in dem mit Dampf gefüllten Raum, wo viele Kinder quietschten und schrien. Ich hatte große Angst, dachte, das ist die Hölle, aber es war sehr wichtig, da es in den meisten Wohnungen kein Bad gab. Auch Schwimmen mussten wir lernen, an einer Angel angebunden in ein tiefes Becken springen. Religionsunterricht war immer die letzte Stunde, nach Antrag der Eltern konnte man dann frei haben.

Die Schule hat keine große Erinnerung bei mir hinterlassen, nur wundere ich mich jetzt, dass wir so weit dahingehen mussten, erst die Alle überqueren, dann durch eine Nebenstraße bis zur Pappelallee. Überhaupt ist es kaum zu glauben, wie wir mit 7 - 8 Jahren schon "erwachsen" waren, selbstständig und sogar politisch aktiv. Ich schreibe "wir", denn das war so in den meisten uns bekannten Kreisen. Man war ent-

weder Sozi oder Kommunist, anders kannten wir es gar nicht. Von Nazis war bis in die Dreißiger Jahre (29/30) selten die Rede, vielleicht habe ich in unserem proletarischen Kiez von ihnen gehört. Die Sozis waren die, die am meisten verspottet wurden, sie waren die "Radieschen", von außen rot, von innen weiß. Unsere Aktivitäten waren Flugblätter, Zeitungen und Bücher zu verteilen oder zu verkaufen und Geld zu sammeln, an Demonstrationen oder Kundgebungen teilzunehmen oder an Fahrten ins Grüne teilzunehmen.

An einem Faschingsabend hat sich Vati als Rotfrontkämpfer angezogen, genauso wie Thälmann, und Mutti als russischer Bursche. Sie sah wunderschön aus, ich sehe sie noch genau im blauen Hosenanzug mit roten Streifen am russischen Hemd, hohen Stiefeln aus Wachstuch, die sie sich selbst genäht hat. Ihr langes, dichtes, pechschwarzes Haar hat sie sich abschneiden lassen, hatte dann immer so schöne Wellen, die wie vom Friseur gelegt aussahen. Einmal hat mich Vati zu einer großen Kundgebung mitgenommen, wo Thälmann sprach, alle waren sehr begeistert, er war ein guter Redner, sehr beliebt. An Zusammenstöße oder andere Gewalttätigkeiten kann ich mich nicht erinnern, sie kamen später.

Meine Eltern, die doch gar keine Schulbildung hatten, waren bemüht, ihre Bildung irgendwie zu erweitern. Besonders Vati hatte oft ein neues Hobby, mal war es Architektur, mal Biologie. Wir hatten Bekannte und Freunde, die ihrerseits Vati als interessanten Menschen anerkannten, ich erinnere mich an viele Personen, die das bewiesen. Auch für Kunst hatten meine Eltern großes Interesse, Mutti besonders für Musik, sie sang oft jüdische Lieder, meist traurige. Sie waren Atheisten, aber verneinten nie ihr Judentum, zeigten mir einiges aus ihrer Kindheit, besonders jüdisches Essen gab es oft. Mutti war eine sehr gute Hausfrau, peinlich um Sauberkeit besorgt

in unserer kleinen, engen Wohnung. Über Unordnung sagte sie "Ne polnische Wirtschaft", wenn Vati das hörte, lachte er immer. Einmal haben mich meine Eltern zu einer "echten" jüdischen Peisachfeier (Ostern) mitgenommen, wo ich sehr staunte über die langen Gebete, ein besonderes für jedes Gericht, das musste die ganze Nacht bis morgens gehen.

Ich denke, dass Theaterbesuche und Konzerte doch teuer waren, so kann ich mich an keine erinnern. Weiß nur, dass sich meine Eltern ganz große doch erlaubt haben, z.B. haben sie Schaljapin gehört und Anna Panilowa gesehen. An einige Reisen erinnere ich mich, zur Ostsee, das war ein Nacktkulturverein (große Mode damals gegen Spießbürgertum). Wir Kinder waren aber nicht mit den Erwachsenen zusammen, trotzdem war es für mich ein ungewöhnliches Gefühl, mit nackten Jungen am Strand zu spazieren, besonders mit einem, der mir besonders gefiel.

Von Mutters Schwangerschaft habe ich nichts gemerkt, so war sie schlank. Sie hatte ein schönes Abendkleid, eng an der Taille, das hat sie abends zu einem Theaterbesuch angezogen, in Gedanken sehe ich sie jetzt genau, wie sie vor dem Spiegel steht, ich musste ja alleine zu Hause bleiben. Bin gut eingeschlafen, wachte aber bald auf, da meine Eltern bald zurückkamen, sich schnell umzogen und wieder weg. Am nächsten Morgen sagte man mir, ich habe eine kleine Schwester bekommen.

Das war am 22. April 1928. Elfi (Elfriede) war gleich nach der Geburt so hübsch, mit weißer Haut (nicht bräunlich wie ich), großen schwarzen Augen mit langen dichten schwarzen Wimpern und straffen Beinchen, als ob sie schon in Muttis Körper gehen gelernt hat. Sie war Mutti sehr ähnlich, Mutti hatte viel Milch, die Brust bekam sie fast ein ganzes Jahr, auch Mutti blühte in dieser Zeit.

Mutti wurde so gemütlich, wie sie noch nie war. Meine kleine Schwester mit nackten strammen Beinchen auf Muttis Schoß, ich stehe daneben, gucke mit Stolz auf sie, Vati sitzt hinten (hab mich gewundert, wie das ging mit dem Selbstauflöser).

Erst war für Elfriede ein Korbwagen ganz in weißem Tüll und rosa Röschen, dann bekam sie mein Kinderbett und ich musste auf einem alten Sofa schlafen. Auch war mir bewusst, dass ich gar keine Hübsche war neben ihr. Besonders, da ich mit dem rechten Auge stark schielte (nachdem ich mit drei Jahren gefallen war) und ein Brille tragen musste, die für das Auge besonders geschliffen war, um es gerade zu halten. Diese Brille trug ich ungefähr bis zum zwölften Lebensjahr, dann schielte ich nicht mehr so stark. Der Arzt sagte, dass die Brille weiter nicht helfen wird, wenn ich 17 werde, dann kann man mit einer leichten Operation nachhelfen. Das geschah aber nicht, denn das war das Jahr 1937.

Vati fotografierte viel, besonders uns Kinder. Von den zwei Söhnen Scheibers (seine Kompagnons) war der jüngere ein halbes Jahr älter als Elfi, er hatte auch einen sehr hübschen blonden Lockenkopf. Wenn ich mit den beiden spazieren ging, achteten fast alle auf dieses Paar, ich war stolz. Leider hat die NKWD 1937 alle Fotos mitgenommen, alles bis auf das letzte Stück Papier.

Unser Turnverein veranstaltete Feste irgendwo am Rande der Stadt, oft in Pankow, wo damals nur Lauben standen. Etwas weiter nach Norden kamen Rieselfelder mit Gestank. Da konnte man Kaffee kochen, den man mitgebracht hat, es gab heißes Wasser. Für Kinder gab es Schaukeln, auch kleine Vorträge über Politik oder Wettbewerbe.

Auf einem solchen Fest habe ich mal ein Buch gewonnen, in dem beschrieben war, wie ein 12-jähriger Junge Zeitungen

verkauft. Das war oft damals so in einem proletarischen Bezirk. Und mit einem gleichaltrigen Zigeunermädchen war er befreundet, und sie konnten zusammen einem politisch Verfolgten helfen und ihn im Zigeunerlager verstecken. Der Clou waren aber die echten Fotos in dem Buch, wo sogar eine Zigeunerroma mit Pfeife fotografiert war. Das machte die Geschichte ganz glaubwürdig für mich und auf mich einen großen Eindruck. Von dieser Zeit an interessierte ich mich auch für Zigeunermusik. Wir hatten kein Grammophon, ein altes Radio war kaputt. Bei Bekannten hörten wir einmal eine Platte mit chinesischer Musik. Vati war so begeistert, er wollte das noch und noch mal hören, bis der Gastgeber sagte, dass man so etwas nicht so lange hören darf, es wirkt dann schlecht. Auch auf mich hat diese Musik einen kolossalen Eindruck gemacht, ich erinnere mich genau. Meine ersten Musikerlebnisse aber kenne ich nur von Muttis Erzählung. Vati hatte einen jungen Genossen, einen hübschen großen mit wunderbarem roten Lockenkopf und grünen Augen. Wie viele Wandervögel spielte er Gitarre, bei uns zuhause auch Geige, wie mir meine Eltern erzählten. Ich war erst ein Jahr alt, war aber glücklich, wenn ich die Saiten anfassen durfte, den langen Klang hören, sonst wollte ich nicht einschlafen. Dieser rote Heinrich war viele Jahre oft bei uns, und er war meine erste Liebe. Er war Ende zwanzig, er sagte zum Spaß, er würde warten, bis ich groß werde und mich dann heiraten. Später heiratete er doch in Schweden. Einmal kam er zu Besuch zu uns, brachte mir ein wunderschönes Mieder mit, in den Knöpfen waren kleine Edelweisse. Da war ich mit elf oder zwölf Jahren sehr aufgeregt, ich liebte ihn immer noch. Alle rothaarigen, die ich im Leben gesehen habe, hatten dicke Locken, waren kluge und hübsche Menschen, oder waren sie zufällig so? Irgendwann bekam ich eine Mandoline, ging sogar zum Unterricht. Aber nur kurze Zeit, hatte keine "mu-

sikalischen" Hände, sie waren dick wie Vatis, auch wenn ich ein gutes Gehör hatte und Musik immer liebte.

Ob das alles für meine deutschen Bekannten interessant ist zu lesen? Bin bemüht, kurz zu schreiben, in Russisch schrieb ich viel mehr Einzelheiten. Auch ist die Sprache da ganz anders, viel emotionaler, hier so trocken. Aber es macht mir Spaß, mich an diese gute Zeit zu erinnern.

Ich denke, dass die Ernährung in der frühen Kindheit entscheidend für das ganze Leben ist. Und sogar der Geschmack ist jetzt, nach meinem Leben, wo ich nachher so anders essen (oder hungern) musste, derselbe. Ich bekam meist in die Schule Butterstullen mit, hatte aber sehr gern Schmalzstullen, die ich dort eintauschte, und noch jetzt esse ich die (mit „Gribele“) gern. Besonders jetzt hier möchte ich oft das essen, was Mutti so gut gekocht hat, bin aber eine so schlechte Hausfrau.

Zu Weihnachten hatten wir in dieser Zeit immer einen Tannenbaum, die Weihnachtsgans und alles andere, was zu dem Fest gehört, aber ohne Kirche. Mutti hatte auch ein Mädchen, ungefähr 16 Jahre alt, die ihr oft zu Hilfe kam, tagsüber bei uns wohnte. Dienstmädchen möchte ich sie nicht nennen, sie hieß auch Lotte, so waren wir die große und die kleine Lotte. Sie hatte schreckliche Angst vor Gewitter, hat mich damit angesteckt, wenn wir manchmal zu zweit waren. Als Vati das merkte, kämpfte er dagegen, sagte: „Das ist sehr schön, was die Natur macht.“

Eigentlich war ich ein stilles Kind, liebte keine wilden Spiele, war sehr (und bin noch jetzt) sensibel und sentimental. Ich hatte ein Buch mit Anderssens Märchen, da waren lustige, aber auch sehr traurige, und sogar die lustigen hatten meist einen anderen Unterinhalt.

Da war eine Mutter, die ihr gestorbenes Kind suchte, musste viele Hindernisse überwinden. Zum Beispiel wollte ein Fluss, dass sie ihm ihre Augen als Perlen schenkt, was sie auch tat. Blind hat sie ihr Kind gefunden in Gestalt einer Blume, die sie am Duft erkannte. Oder eine Geschichte von einem Tannenbaum, der immer aufgereggt war, bis er nach Weihnachten im Ofen verbrannt wurde und dabei dachte: „Warum habe ich mich nicht gefreut, als ich mich noch freuen konnte?“

Diese Märchen sind jetzt wenig bekannt, jetzt sind meist alle mit Gewalt beschäftigt. Ich erinnere mich an das Buch, die Bilder genau. Und über die blinde Mutter konnte ich heulen. Auch geheult habe ich bei einem Film „Sunny Boy“, ein amerikanischer. Er war einer der ersten Tonfilme, mit einem berühmten Negersänger, er durfte seinen geliebten Sohn, den ihm eine Blonde geboren hat, nicht sehen, sang wunderbar traurig mit Tränen.

Den Sommer haben wir einige Wochen in einem Dorf bei Bekannten genossen, wo Vieles für mich neu und bewundernswert war, die Tiere, Perlhühner oder auf dem Dachboden ein Gerät, wo der Obstwein gärte. Man sieht die Luftblasen durch ein Glasrohr laufen und vieles Anderes. Einmal waren wir in einem abgelegenen Bauernhof, da waren besonders viele Tiere, im Hof spazierte sogar ein Pfau, vor dem ich Angst hatte. Und ein großer Hund tat mir leid, da er tagelang an einer Kette laufen musste. Einmal hatte Mutti bei einem Spaziergang im Wald ihre goldene Uhr verloren, am nächsten Tag gingen wir denselben Pfad und fanden sie, so einsam war es dort, gar nicht weit von Berlin.

Große Reisen waren selten, einmal mit Vati zur Ostsee, später in ein Kindersommerlager am Neckar, zu dem ich mich selbst in der Schule gemeldet habe, zum Staunen meiner Eltern. Dort habe ich das erste Mal richtige Berge gesehen,

einmal kam ein starkes Gewitter, das in den Bergen herumzog, immer wieder.

Diese Erlebnisse, die Orte, bis jetzt liebe ich die Jodler, mir gefiel mein Name ("Lottl").

Ende der zwanziger Jahre kam der Mann von Muttis Schwester, die gestorben war (, von dem ich am Anfang erzählt habe), also der reiche Onkel Joseph Selfand aus Amerika zu Besuch. Er brachte mir meine erste Uhr und einen schönen Ring mit (könnte alles genau beschreiben). Er selbst war kein Hübscher, ich wunderte mich, wie man sich in so einen verlieben kann. Im nächsten Jahr kamen auch seine zwei erwachsenen Töchter nach Berlin, Sara und Cady. Sara war verheiratet, machte mit ihrem Mann eine große Reise, und dabei noch ihr zweijähriges Kind Riva. Mutter sagte oft: „Diese verrückten Amerikaner.“

Nur für die kurze Reise, die sie auch nach Moskau machten, blieb Riva bei uns. Ich erinnere mich an ein Foto mit ihr und Elfi. Warum meine Eltern mit diesen Verwandten in Amerika mehr Briefwechsel hatten, als mit Vatis Schwester in Palästina, weiß ich nicht. Fotos von diesen letzten kenne ich nur von der Zeit nach Stalins Tod, als Vati zurückkam. Sara studierte in Philadelphia, absolvierte die Uni ungefähr 1926-28. Welche Fakultät weiß ich nicht, kenne nur ein Foto, wo sie mit schwarzem Umhang und dieser Gelehrtenmütze mit flachem Deckel und Quaste abgebildet war, in der Hand hielt sie eine Papierrolle mit schöner Schleife, das Diplom. Sie war keine Hübsche, hatte eine lange jüdische Nase. Ihre Schwester Cady, etwas jünger, war ganz anders, ein Sportlertyp. Einmal, in den Neunziger Jahren, habe ich versucht, ihre Spuren zu finden, aber es hat nicht geklappt.

Mit zehn Jahren, 1930, habe ich die damals obligatorische Volksschule beendet, mit guten Noten. Eigentlich war ich

keine sehr gute Schülerin, besonders in der ersten Klasse, wo mir langweilig war, wenn etwas erklärt wurde, das ich schon wusste oder länger begriffen hatte, die anderen aber noch nicht. (Ich bin bis jetzt so, unterbreche oft meine Gesprächspartner, habe wenig Geduld.) Aber ich ging gern in die Schule, um Neues zu hören, mein Lieblingsfach war Geographie. Dann kam ich in ein Lyzeum, Vati wollte kein staatliches, es sollte ein progressives sein, Viel zu bezahlen konnte er sich nicht leisten. Jetzt zweifele ich, ob es wirklich progressiv war? Nur wurde die Antike verehrt, die griechische, die Klassen hießen Quarta, Quinta, Tertia usw. (War das in allen Lyzeen so?)

Es war eine große Wende in meinem Leben. Erstens: der Weg. Mit dem Fahrrad erst die lange Strecke bis zum Alex, dann im Kreis mit dem sehr starken Verkehr nach links zu Lichtenberg, alles dauerte insgesamt ca. vierzig Minuten. Ich weiß nicht genau, wo das Gebäude war, habe dort doch fast drei Jahre gelernt. Auch wundere ich mich jetzt, wieso meine Eltern keine Angst hatten, mich so fahren zu lassen. War die U-Bahn so teuer? Sicherlich nicht, es gab andere Gründe.

Übrigens fuhren viele Schülerinnen (es war ein Mädchenlyzeum) mit dem Fahrrad, wenn auch die meisten reichere Eltern hatten (es gab einen Fahrradstand vor dem Gebäude). Jetzt hatte ich keinen Ranzen und keine Stullentasche mehr, sondern eine Aktentasche auf dem Fahrrad angeschnallt, das war von großer Bedeutung für mich und ich war stolz darauf. Der Unterricht von verschiedenen Lehrern war ganz anders, wie in der Volksschule. (Ich denke jetzt, wie karg war die Bildung doch für die Meisten des Volkes, die nur diese vier Klassen hatten und die so aufgewachsen waren.)

Wir hatten einen guten Englischlehrer, einen Engländer, der bemüht war, mit uns kein Wort deutsch zu sprechen, sodass ich bald gut die Sprache konnte. Am meisten erinnere ich

mich an unsere Klassendame. Sogar ihr Äußeres und wie sie sich kleidete, war auffallend. Sie war nicht schön, lange Nase, pechschwarze Haare, erst dachten wir, sie ist Jüdin, dann kam das Gerücht auf, sie wäre Zigeunerin. Auch hatte sie immer bunte Kleider und ein buntes Tuch um die Schultern, was doch sehr ungewöhnlich war. (Ich glaube auch, dass sie eine Zigeunerin war, jedenfalls keine Deutsche, es ist mir jetzt noch ein Rätsel, wie sie Lehrerin werden konnte und das noch in einem Lyzeum?)

Aber bald, als wir sie näher kennenlernten, hatten fast alle sie lieb gewonnen. Sie war eine gute Psychologin, feinfühlig, ihr Fach war Mathematik, der in unserem Lyzeum, oh weh, wenige Stunden gewidmet waren, so dass sie gar nicht viel Zeit mit uns verbrachte, meist nur als Klassendame, die sich doch etwas um unsere Erziehung kümmern sollte. (Die meisten Lehrer kümmerten sich nur um unsere Fachkenntnisse, sogar der Literaturunterricht war trocken, kann mich gar nicht an den Lehrer erinnern. Später, in Russland waren die Klassendamen fast immer Literaturlehrerinnen, die Stunden waren meist die geliebten „für die Seele“.)

Meist war damals kein Streben, dass Lehrer und Schüler sich näherkommen. Die Lehrer waren von uns so weit entfernt, ob sie verheiratet waren, wussten wir nur von der Anrede „Frau“ oder „Fräulein“, wenn man sonst zufällig etwas von ihrem Privatleben erfuhr, war das eine Sensation, besonders für uns Jüngere, die auch auf die Schüler in höheren Klassen wie auf ganz andere Wesen guckten. Unser Fräulein ... (den Namen weiß ich nicht mehr, es war aber kein deutscher, war ganz anders, nach nicht langer Zeit kannte sie uns gut.

Es war damals Brauch, dass Kinder ein Album hatten, wo von Verwandten und Freunden Sprüche, Glückwünsche, Gedichte usw. eingetragen wurden. In mein Album schrieb sie: „Behalte auf immer die Stimme Deines Gewissens.“ Ich den-

ke, es ist richtig für mich; wie sie mich in kurzer Zeit so kennengelernt hat, ist mir ein Rätsel. Als ich Vati das zu lesen gab, hat er mich gleich über diese Frau ausgefragt.

Gerade bin ich wieder bei Vati gelandet, schreibe dieses am 22. Februar 2002 an seinem Geburtstag, möchte noch über ihn schreiben. Er war immer ruhig, sich beherrschend, habe ihn nie (auch später) betrunken gesehen. Wenn ich etwas angestellt habe, gab es nur eine Strafe: sein Schweigen, so, als ob ich nicht mehr für ihn da bin. Das konnte mehrere Tage dauern, je nach meiner Schuld, das war für mich schrecklich, wenn ich auch von Mutti Essen u. a. bekam, wollte ich immer schnell seine Gunst wiederbekommen. Mutti hatte sogar Mitleid mit mir, aber in meiner Anwesenheit sprach sie nie mit Vati darüber. Später, aus Sibirien, schrieb mir Vati auf seinem Foto, das er mir schickte: „Dein Vater, aber auch Dein Freund“. So wollte er auch sein, als ich noch klein war, hat mich viel zu früh als Erwachsene behandelt, mir etwas zugetraut, was für mein kindliches Bewusstsein schwer zu verdauen war.

Mutti war auf meine Nähe zu Vati eifersüchtig und sie tat mir leid, ich fühlte das, war bemüht, ihr auch meine Liebe zu zeigen. Aber sie war anders, als mein optimistischer Vater, fast innerlich traurig, wenn auch bemüht, uns Kindern das nicht zu zeigen. In unserer guten Stube hat Vati ein Bild aufgehängt, ein Foto aus einer Zeitschrift, eine große jüdische Familie, 3 Generationen, schwarz gekleidet, alle mit traurigem, aber ruhigem Gesichtsausdruck. Ich hatte Angst, dieses Bild lange anzugucken, das war damals für mich die Vergangenheit der Juden, und Mutti hatte etwas davon. Aber auch Vati, der dieses Bild doch ausgesucht hat für die Wohnung, war mit dem Schicksal der Juden verbunden, verstand das als

etwas sehr nahes, wenn auch ohne Glauben. Oh weh, damals dachte man, er war die Vergangenheit...

Im Lyzeum erlebte ich zum ersten Mal den Tod eines nahestehenden Menschen. Meine Nachbarin auf der Schulbank war eine sehr gute Schülerin, wir hatten gerade angefangen, uns anzufreunden, das war im ersten Jahr im Lyzeum. Während einer Stunde klagte sie plötzlich über starke Kopfschmerzen und ging nach Hause, am nächsten Tag schon bekamen wir die Nachricht, dass sie gestorben ist, das war unglaublich, man sprach von einer Hirnentzündung. Sie war die einzige Tochter von nicht mehr jungen Eltern. Ich erinnere mich genau an das Begräbnis, den Sarg, das Grab, alles in weißen Rosen, ihre Eltern waren wohlhabend. Ich wunderte mich sehr, dass ihre Mutter, halb ohnmächtig, noch so lange stehen musste, um die Ausdrücke der Teilnahme anzunehmen.

Während dieser Zeit, zwischen 1930 und 1931, konnte Vati eine größere Wohnung mieten, zwei Zimmer, aber wieder im Hinterhof, ziemlich dunkel, nur in eine Ecke kam etwas Sonne. (Im Haus, das heute die Nr.32 ist.) Auch das Tabakgeschäft war jetzt in diesem Haus (jetzt ist es ein kleines Gemüsegeschäft). Ich war dann oft dort, spielte gerne mit Zigarrenschachteln, für teure Zigarren waren die aus Sperrholz mit schönen Bildern, meist mit Antikgöttern, Engeln, Blumen oder Landschaften mit Palmen u.a. (gerade heute war eine Sendung im Fernsehen über Kuba, noch heute kosten die handgemachten „Havannas“ 45 DM pro Stück!)

Das Geschäft ging also noch gut, wenn auch schon irgendwas in der Luft lag von der großen Weltwirtschaftskrise. Auch ich bekam mehr davon und von der Politik zu spüren. Vati ging oft zu Demonstrationen, dann zog er eine Lederjacke an, die auch besser Hiebe von Gummiknüppeln der Polizei aufhält

(sonst trug er einen Stoffmantel). Einmal hat er mich zu einer Kundgebung mitgenommen, wo Thälmann sprach, er war ein sehr guter Redner, sehr beliebt. Angst hatte ich nicht, für mich war alles interessant, nur Mutti hatte Angst um uns. Für mich war das immer häufigere Auftreten der Nazis etwas ganz Neues, es waren irgendwelche Randalierer, meist junge. Aber schnell wurden es mehr, 1931/32 explodierte ihre Anhängeranzahl, das Straßenbild in unserem Proletarierbezirk änderte sich, da sah man immer mehr Arbeitslose herumsitzen, mehr Bettler.

(Die Gründe brauche ich hier, deutsch, doch nicht zu beschreiben, sie sind bekannt. Aber doch wundere ich mich, wie die Menschen, denen es schlecht ging, den Demagogen glaubten, oder glauben wollten. Denke aber auch, wenn man die Jungen in eine Uniform steckt, ihnen Waffen in die Hand gibt und noch die Idee der „Rache für die Demütigung Deutschlands“ und noch den Feind dazu zeigt und ihnen sagt „Ihr seid die Herren der Welt“, dann sind sie zu allem bereit, denken brauchen sie nicht mehr.)

Zurück zum Lyzeum. Bei Schnee oder schlechtem Wetter durfte ich doch mit der U-Bahn fahren, auch, wenn es im Lyzeum ein Fest gab. Dann merkte ich besonders, dass ich schlechter gekleidet war als andere, auch wusste ich immer, dass ich nicht hübsch bin, auch auf vielen Fotos, die Vati machte. Meine Schwester war immer sehr schön, Mutti sehr ähnlich, ich aber Vati. Denke, ich war dort auch die Einzige aus dem Prenzlauer Berg-Viertel, dem proletarischen.

Was ich noch vergessen habe am Anfang: Über die Frauen in den orthodoxen Familien. Die "Mitzwa" ist bekannt (das Reinigungsbad der Frauen nach den "Tagen"). Weniger ist bekannt, dass man während diesen Tagen die Frauen nicht anrühren sollte, nichts direkt aus ihren Händen nehmen, erst

mussten sie es hinlegen, dann konnte man es vorn Tisch nehmen. Die verheirateten Frauen durften auch, wie die Moslems, keine Haare zeigen. Etwas reichere mussten aber nicht Kopftücher tragen, sondern eine Perücke, geflochten aus Pferdehaaren oder ähnlichem, eng anliegend und steif. Und das, obwohl die jüdischen Frauen immer dichtes, volles Haar haben!

Das alles hat mir Mutti erzählt, es war eine Qual, besonders im Sommer. Die Juden nennen sich gerne „Das Volk der Bücher“, es gab keine Männer, die die heiligen Schriften nicht lesen konnten. Aber die Frauen? Meine Mutter hatte nie eine Schule besucht. Dass Frauen auch keinen Platz in der Synagoge hatten (das Wort bedeutet „Schule“), ist bekannt. In Prag habe ich die älteste Synagoge gesehen, da mussten die Frauen noch draußen stehen, durften nur durch schmale Schlitze in den Betraum gucken. Nur die späteren Synagogen gaben den Frauen allmählich das Recht, erst oben auf dem Balkon zu stehen, dann zu sitzen, dann mit zu beten usw.

Aber ich muss weiter, in andere, oh weh, Zeiten. Das Jahr 1932 war schon sehr gespannt. Erst: Wahlkampf, Wahlen im Juli und November für den Reichspräsidenten (wieder Hindenburg), erst war die KPD die zweite, dann wurde Hitlers NSDAP die stärkste Partei, so schnell wuchs sie. Im Januar ernannte Hindenburg Hitler zum Reichskanzler, alles das habe ich jetzt (Februar 2002) wieder gelesen aus den Zeitungen um die Jahrhundert- und Jahrtausendwende, die ich aufbewahrt habe. Aber ich erinnere mich auch noch gut an die Aufregung und die Gespräche dieser Zeiten, auch in Vatis Geschäft, es war ein Treffpunkt für Genossen, mein Vati war ein aktiver Funktionär (wie es damals genannt wurde). Es gab auch schon immer öfter Gewalttaten der Nazis, unbestraft wurden sie schnell frecher. Im Sommer, in einem unserer

Pionierlager, haben sie einen unserer sehr beliebten größeren Jungen auf dem Weg zur Bahnstation überfallen und stark misshandelt. Es war ein hübscher 15- bis 16-jähriger Junge, er war allein, sie waren zu dritt oder zu viert.

Und noch ein Erlebnis: Ich stand mit Mutti am Bürgersteig einer Straße, wir mussten warten, bis eine Kolonne der SA vorbeiging. Da trat einer aus den Reihen, lief auf meine Mutti zu, schlug ihr ins Gesicht und ohne ein Wort zu sagen, lief er seiner Reihe nach. Er sah also eine Jüdin in ihr, das konnte man leicht sehen. Abends haben wir das Vati erzählt, er sagte: "Weg von hier, so schnell wie möglich.", er ahnte was kommt.

Fasching 1933 im Februar wurde wieder im Lyzeum groß gefeiert. Ich war mit der U-Bahn gekommen, hatte mein "gutes" Kleid mit von Mutti gehäkeltem Kragen an, das doch sehr arm aussah zwischen den anderen. Im Gebäude gab es Kioske mit Kuchen und vielem anderen, ich hatte Geld bekommen gerade für ein Stück Torte, Auch erinnere ich mich, dass ich mich einsam fühlte, es gab aber einiges zu sehen. Die Schülerinnen der höheren Klassen spielten Theater, sogar zusammen mit einigen Lehrern, erstaunlich für uns „kleine“. An einiges erinnere ich mich genau, z.B. eine Lehrerin mit langem Haar spielte Klavier, und stellte dabei den Komponisten mit übertriebenen Gesten und Bewegungen vor! Das sollte List darstellen!

Abends fuhr ich nach Hause, am Alex, wo ich umsteigen musste, war viel Polizei unten, alle Ausgänge nach oben waren abgesperrt, als dann am Seneberger Platz die U-Bahn nach oben kam, sah man eine Rauchsäule, das war der Reichstagsbrand! Am nächsten Tag die Schlagzeilen und ein Foto des "Brandstifters" van der Lubbe in den Zeitungen. Das war ein Holländer, bei dem man ein Mitgliedsbuch der KPD

gefunden habe, er sah aber so „gestört“ aus, man wunderte sich, dass sie nicht einen anderen gefunden haben, der wenigstens etwas glaubwürdiger aussah!

Das ist ja alles bekannt hier, auch aus der Schule, oder nicht? Aber es war ja auch mein Leben.

Gleich wurden alle Freiheiten der Verfassung abgesetzt, durch Notverordnungen ersetzt. Dann, am 4. März wieder Wahlen, mit Terror gegen KPD und SPD, sie wurden verboten, auch Gewerkschaften, alle Parteien aufgelöst außer der NSDAP, nach Hindenburgs Tod 1934 wurde Hitler Staatsoberhaupt, schon 1933 kam das 1.KZ, staatlich (Dachau), meistens noch nicht für Juden, sondern für deutsche KPD und SPD Bürger.

Im Frühling 1933 konnte Vati noch schnell sein Geschäft verkaufen. Aus dem Lyzeum musste ich raus, hatte die letzte Zeit keine guten Noten, kein großes Interesse mehr für die Schule wie früher, als ich immer so gern Neues erfahren wollte. Für ein paar Monate kam ich in ein jüdisches Gymnasium, von dem ich mich nur an unsere Klassen- und Englischlehrerin erinnern kann.

Eine kleine, mit einem Buckel, aber fast immer lustig, was mich sogar wunderte. Dann hat sich ein Mädchen in meiner Klasse gleich bemüht, mit mir Freundschaft zu schließen. Sie war unsere beste Schülerin, nannte sich eine überzeugte Zionistin, war schon ganz eine Erwachsene mit 13 Jahren, wie übrigens ich auch, die Ereignisse haben uns „geholt“. Bei einem Klassenausflug ins „Jrüne“ kamen wir zwei zu spät zum Bahnhof, sind dann zu zweit in den Wald gefahren und den ganzen Tag allein spaziert (warum hatten wir keine Angst?) und politische Gespräche geführt. Sie wollte mich vom Zionismus überzeugen, ich vom Sozialismus in der SU.

Es gab damals schon in der Sowjetunion ein autonomes jüdisches Gebiet „Birobidshan“ im Süden des Fernen Ostens an der Grenze von China. Dorthin wurden Juden aus der ganzen Welt eingeladen, das Klima war gut für Landwirtschaft. Später habe ich einen Film gesehen „Glücksucher“, arme Juden aus Südamerika fanden dort ihr Glück, zusammen mit Russen und Zigeunern, die man auch dort in der Kolchose ansiedeln wollte. Daraus wurde nichts, es kamen wenig Juden, noch weniger Zigeuner, die meisten blieben in der einzigen Stadt Birobidshan, offiziell war es noch lange "autonom", dort sollte auch, wie überall in der SU, der Sozialismus die Menschen glücklich machen.

Den Zionismus kritisierten die „Linken“ für ihren starken Nationalismus, Vati war aber auch für das Gute bei ihnen, dass die Juden körperlich stark werden, sich verteidigen können im eigenen Staat. An den Tag im Wald erinnere ich mich genau, sogar wie der Platz aussah, wo wir uns ausgeruht und gegessen haben. Warum?

Ich denke, es war noch Sommer 1933, als Vati nicht mehr mit uns wohnte, verabschiedet hat er sich von uns Kindern gar nicht, war plötzlich weg. Und gerade rechtzeitig.

Nach ein paar Tagen kamen zwei SS-Männer spät abends, untersuchten die Wohnung. Da habe ich zum ersten Mal die schwarze Uniform gesehen, bis dahin nur die "scheissefarbige" SA (dass es einen Konflikt gab zwischen SA und SS habe ich erst jetzt erfahren). Sie benahmen sich ziemlich höflich, sogar das Bett meines schlafenden Schwesterchens ließen sie in Ruhe. Man musste bloß gut aufpassen, dass sie kein kompromittierendes Material, das sie mitgebracht hatten, hinlegen und es dann als gefunden ausgeben. Mutti hat es auch noch geschafft, mir zuzuflüstern, dass auch ich aufpassen soll, es war schwer, denn wir waren ja zu zweit und die SS auch. Aber sie gingen mit freundlichen Grüßen.

Vielleicht spielte etwas mit, dass meine Eltern keine deutschen Staatsbürger waren, sie waren doch staatenlos, aber eigentlich hatten die Nazis doch keinen Respekt?

Bald verließen wir, Mutti, ich und das Schwesterchen, auch unsere Wohnung, zogen zu Bekannten, guten Genossen, auch im Prenzlauer Berg. Sie hatten eine Tochter, Hilde, in meinem Alter. Wo Vati war, wusste ich nicht, wusste aber, dass wir bald nach Russland fahren, Hilde wusste das auch. Ein erwachsener Junge, ein Verwandter, kam oft, einmal in einer SA-Uniform. Er fragte, wer wir sind, der sagte Hilde: „Sie fahren bald weg.“, er: „Wohin?“, Hilde: „Nach Russland“, er: „Auf 's Land?“. Natürlich hatte er richtig verstanden, aber nur so getan, als ob nicht. Ich war sehr erschrocken, Hilde erklärte mir später, dass der Junge „unser“ war. Damals haben die Kommunisten die Genossen aufgerufen, wenn möglich, in die SA einzutreten, um "von innen" gegen zu arbeiten, man dachte, das war möglich, aber...

Ich besuchte im Frühling 1934 schon keine Schule. Mutti ließ für uns warme Kleider stricken, schöne, im russischen Stil. Kaufte Vieles ein, alles kam in eine riesige Truhe.

Wir fuhren in einem internationalen Bahnwagen, an den ich mich genau erinnere, er glänzte vor Kupfer und Chrom, zwischen zwei Abteilen war eine Toilette und ein Waschbecken. An der deutsch-polnischen Grenze kamen Grenzbeamte, wieder in SS-Uniform. Mutti zeigte Papiere, ich glaube, es hieß, dass wir nach Polen fahren, wie das aber mit den Fahrkarten war, weiß ich nicht, nur später habe ich erfahren, dass wichtige Papiere auf dünnem Zigarettenpapier in den Säumen des Kleides meines Schwesterchens eingenäht waren. Das waren Dokumente der Internationalen Hilfsorganisation für Revolutionäre (russisch MOTLP), die sehr einflussreich und verbreitet war, in Russland hatte sie auch viel Geld.

Mit ihrer Hilfe ist Vati noch im Winter 1933 illegal über die Grenze gekommen. An die weitere Fahrt erinnere ich mich nicht, nur an der Grenzstation Nigozeloje kam auf der SU-Seite ein großer, schlanker Rotarmist in einem langen Soldatenmantel (bis zum Knöchel). Das war ein Mensch aus einer anderen Welt, die ich wie auch Vati nur aus einigen Filmen im russischen Club kannten, oder aus einer Zeitschrift mit glänzenden Bildern. Ich denke, Vati wusste doch, dass da lange nicht alles so „glänzend“ aussah, die große Hungersnot 1931-32 war gerade überwunden. Aber es gab für ihn keine Alternative: Für die Zukunft der Kinder - nur in die Sowjetunion!

Jetzt kam die Wirklichkeit. April in Moskau: der Schnee schmilzt gerade, schrecklicher Dreck, dazu noch viele Baustellen, auch für die Metro (U-Bahn) die erste Strecke. Mit einer überfüllten Straßenbahn mussten wir zu Vatis ehemaligem Kompagnon fahren, der schon früher nach Moskau gekommen war. Unterwegs war mein hellblauer Mantel von einem Hering "bemalt" worden, den ein Mann in der Enge neben uns in der Hand hielt, ganz knapp in ein Stück Papier eingewickelt. Vati hat uns nicht abgeholt (warum?).

Die Fahrt nach Stalingrad dauerte damals fast 30 Stunden, ich erinnere mich nicht an sie. Dort arbeitete Vati als Fräser, also Metallarbeiten, die er früher kaum eine kurze Zeit gemacht hat, er konnte aber alles schnell lernen, war auch kräftig genug.

Wir bekamen zwei Zimmer in einer 3-Zimmerwohnung (im dritten wohnte ein Junggeselle), das war für die damaligen Verhältnisse gut. Die Siedlung, vier- bis fünfstöckige Häuser nahe am Ufer der Wolga, nannte man "amerikanische" Siedlung, es gab Amerikaner, die mit Vertrag beim Bau des Traktorenwerks mitgeholfen haben und weiter halfen, die Produk-

tion richtig einzuleiten. Aber die meisten in dieser Siedlung waren Politemigranten aus Deutschland und Österreich (nach der kurzen Revolution dort 1931-32?, als in Wien die Sowjetmacht zwei bis drei Monate herrschte, an das erinnert sich fast niemand mehr!). Auch Tschechen, Ungarn. Die Siedlung war sauber, jedes Haus hatte einen russischen Hauswart, auch wohnten dort viele russische „Spezialisten“ (so wurden sie genannt), Ingenieure u.a.

Warum Vati in diese Stadt kam? Die meisten meiner deutschen Freunde, die dieses in Deutsch lesen, waren jetzt unlängst in Wolgograd, kennen etwas die Geschichte der Stadt: Zarizyn, Stalingrad, Wolgograd. Ihre Lage ist und war von großer strategischer Bedeutung. „Zarizyn“ - russifiziert vom tatarischen Sazi-Su, "Gelbes Wasser" - die Farbe des kleinen (jetzt) Nebenflusses, etwas südlicher nah dem linken Ufer der Wolga war einst die Hauptstadt des tatarisch-mongolischen Herrschers Tschingis Kahn, Sarai. Dann wollte Peter I. einen Kanal Wolga-Don bauen, bis jetzt gibt es die Reste eines Erdwalls, eine Bahnstation heißt „Petzow Wall“. Während des Bürgerkrieges wurde die Stadt einige Male von den „Weißen“, dann wieder von den "Roten" erobert, eine Rolle, die später übertrieben wurde, spielte dabei die des jungen Stalin, so wurde sie 1924 (?) Stalingrad. Und am nördlichen Ende der Stadt, in der kahlen Steppe, wurde der erste große Industriebau des ersten Fünfjahresplanes der SU errichtet, das Traktorenwerk, das ganze Land war stolz darauf.

1933 produzierte man schon Traktoren, aber es wurde weiter ausgebaut, man brauchte Arbeitskräfte. So hat man auch Vati in Moskau vorgeschlagen, nach Stalingrad zu fahren, er hat gern zugesagt, das ist doch der Süden, wenn auch Kontinentalklima, aber es gab viel Obst, Gemüse, die Inseln und die Niederung zwischen der Wolga und der Achtuba (eine Abzweigung) sollten ein Garten für ganz Russland werden, die

jährlichen Überschwemmungen im Frühling machten eine besondere Bodeneigenschaft und Pflanzenwelt möglich.

Gleich nach unserer Ankunft führte uns Vati zum Ufer, der Fluss war so mächtig, gerade Hochwasser, es machte auf mich einen gewaltigen Eindruck. Auch später immer, wenn ich ans Ufer kam und dort eine lange Zeit in die Weite sah, klangen Kummer und Sorgen langsam ab.

Jetzt hilft mir dazu das Meer.

Jetzt sieht das alles ganz anders aus, damals war es noch die Natur pur, am steilen Ufer gab es Quellen mit gutem Wasser, ringsum wuchsen wilde Beeren, ein Stück Park war noch ganz jung. Das einzige Gebäude dort war ein Yachtclub aus Holz, aber von schöner moderner Architektur. Dort gab es eine Kantine mit gutem Essen, aber nur für Ausländer und "Spezialisten".

Nach allen Aufregungen und dem Moskauer Dreck waren wir richtig glücklich. Aber bald habe auch ich gemerkt, dass es noch viel Elend gab, die meisten Menschen kannten nur wenige Lebensmittel kaufen. Nur für Gold oder Valuta (Devisen) gab es in besonderen Geschäften Gutes zu kaufen, das wunderte und empörte mich! Aber ich fühlte mich gut, die Sonne im April war dort schon so warm, in diesen Tagen habe ich angefangen, ein Tagebuch zu schreiben, fühlte mich plötzlich ganz anders, erwachsener als in Deutschland, wo das Erwachsensein mit Politik zusammenhing! Auch trug ich keine Brille mehr, schielte nicht so stark, fand mich "fast hübsch".

An was ich mich gar nicht mehr erinnern kann - wie ich russisch gelernt habe. Gelernt? Nein, das ging von selbst sehr schnell. Eine große, richtige Schule gab es in der Siedlung nicht, wurde erst später gebaut, es gab nur vier kleine Klassen und für die neu angekommenen Kinder der Ausländer eine

wolgadeutsche Lehrerin, die allen Kindern verschiedenen Alters das Russisch beibringen sollte, aber nur für kurze Zeit, da alle Kinder schnell russisch konnten. Ich war mit einer Amerikanerin befreundet, konnte mich ziemlich gut mit ihr in Englisch unterhalten. Mit meiner besten Freundin, einer Tschechin, sprachen wir russisch. Eine Schule bis zur zehnten Klasse gab es erst anderthalb bis zwei Kilometer entfernt, da unsere Siedlung so weit von den anderen Stadtteilen lag, Verkehrsmittel dahin gab es nicht, der Fußweg, die Mauer um das Traktorenwerk entlang, ziemlich öde, dauerte 30 Minuten. Das Schuljahr fängt (auch jetzt) immer am 1. September an.

Da erkrankte Elfi an Scharlach, nach ihr auch ich, und sehr schwer, meine kleine Schwester wurde bald gesund. Ich aber erinnere mich an einen Raum im Krankenhaus mit grauen Wänden, wo ich von hohem Fieber bewusstlos war. Als ich erwachte, saß Mutti am Bett, weinte schrecklich. Damals war diese Kinderkrankheit für mich, eine 14-jährige, schwer, ich bekam lange wenig und alles ohne Salz zu essen, die Haare wurden abrasiert, wie bei Typhus. Ich war sehr lange schwach und kam so erst 1935 in die Schule in die sechste Klasse (damals begann die Schule erst im achten Lebensjahr der Kinder). Habe mich aber sehr schnell eingelebt, konnte gut schreiben in Russisch, war eine gute Schülerin.

Gestern, am 7. März 2002, war ich in einer großen Ausstellung, „Die griechische Klassik“, da war mir noch Vieles von den Museen in Berlin bekannt, die mir Vati gezeigt hat, immer begeistert von dieser hohen, stolzen Kultur. Sicher auch deshalb hat er für mich dieses Lyzeum ausgesucht, wo in den höheren Klassen die altgriechische Sprache gelehrt wurde. Bei uns „Kleinen“ gab es Handarbeitsstunden, unter anderem häkelten wir und die Lehrerin las uns etwas aus der griechi-

schen Mythologie vor, die hat mich auch fasziniert. Ich wollte eine Zeit lang sogar Archäologin werden.

Den Pergamonaltar habe ich drei Mal gesehen, als Kind mit Vati in Berlin, 1947-48 (?) in Moskau, da waren es nur Fragmente des Altars, die Friesen (?) und jetzt wieder im Pergamonmuseum, genau wie damals. Außerdem habe ich jetzt im Naturkundemuseum die Riesenskelette der Dinosaurier wiedererkannt, die ich dort als Kind mit Vati gesehen habe.

Während ich dieses schreibe, lese ich oft das in Russisch Geschriebene. Das ist viel besser und mit viel mehr Einzelheiten, Gefühlen usw.

Ich dachte, für Deutsche brauche ich vieles nicht zu schreiben, es ist ihnen bekannt. Oder doch? Die das hier lesen würden, sind ja noch „Junge“! Kennen Sie zum Beispiel das Straßen- und Hofleben, das proletarische damals?

Na, doch zurück nach Stalingrad 1935.

Ich war damals so mit mir selbst, mit meinem „geistigen“ Leben beschäftigt, da habe ich angefangen, mein erstes Tagebuch zu schreiben, na ja, mit 14-15 Jahren ist das üblich so. Meine beste Freundin war eine Tschechin, Hella Skaraupko. In der Siedlung waren viele Tschechen, alle gute Sportler, spielten Tennis, ein "aristokratisches" Spiel damals, waren immer peinlich sauber gekleidet. Hella konnte kopfüber einen Schwalbenschprung vom hohen Sprungbrett ins Wasser springen, was ich sehr bewunderte, ich war zu feige, sprang nur nach "Soldatenart".

Ja, das Badehaus am Ufer, dort waren wir die meiste Zeit im Sommer, es waren nur Kabinen zum Umkleiden dort, ringsum zwei Becken mit hölzernen Böden und ein Sprungbrett in die offene Wolgaseite. Wir badeten, schwammen bis wir blaue Lippen bekamen, dann kletterten wir auf das Dach, wo

es schrecklich heiß war und danach wieder runter ins Wasser! Schwimmen konnte ich gut. Der Eintritt zur Badeanstalt, über einen Steg, zehn bis fünfzehn Meter, kostete 20 Kopeken, wir hatten ja immer das wenige Geld, aber es war ein „Schick“ von der gegenüberliegenden Seite rüber zu schwimmen und unbemerkt vom Wächter irgendwie rauf zu klettern, das Kleid wurde dabei auf dem Kopf gewickelt, als Schuhe hatten alle die leichten „Tenniski“ aus weißem Stoff mit Gummi, mit denen man gut schwimmen konnte, wie heute Badeschuhe. Auch gab es daneben einen Bootsverleih, vom Ufer führte eine hölzerne Treppe dorthin. Neben dem Yachtclub waren hölzerne Bänke stufenartig eingebaut, davor eine große Kinoleinwand, alles ohne Zaun und mit freiem Eintritt. Da konnte man abends Kino sehen, aber noch stumme, ich habe dort viele russische Filme der zwanziger Jahre gesehen, auch einige der ersten mit Charlie Chaplin.

Im Park gab es Sportplätze, Kinder spielten meist Volleyball. „Wir“, das waren zehn bis fünfzehn Gleichaltrige, waren Kinder der Ausländer und Russen. Jede große Abteilung des Traktorenwerks hatte ein Erholungshaus auf einer der Waldinseln, es waren einfache Holzhäuschen ohne Küchen, nur ein Wächter mit Familie hatte ein Haus. Sonst kamen nur am Wochenende, also sonntags (der Sonnabend war nicht frei) im Sommer meist ganze Familien dorthin zum Picknick, Baden usw.

Einmal, als wir, drei bis vier Mädchen, mit unseren Eltern da waren, fuhren wir nicht mit ihnen nach Hause (dazu kam immer abends ein kleines Motorschiff), sondern wollten eine Woche als „Robinsons“ bleiben. So ließen uns unsere Eltern etwas zu essen dort und wir blieben, hatten ja Ferien. Es war Hochsommer und ein großes Erlebnis für uns. Wir haben die ganze Woche fast ein Kleid angezogen, nur einmal brachte uns der Wächter in seinem Ruder Kahn in ein nahes Dorf, wo

man Brot und Milch kaufen konnte, denn das Essen war bald knapp. Mit Erfolg konnten wir Fische fangen, nicht angeln, sondern mit einem Netz etwas tiefere Stellen umkreisen, da gab es fast mittelgroße Fische, die wir am Lagerfeuer braten! Oder wir saßen auf großen Maulbeerbäumen, wo man die süßen Beeren pflücken konnte, es war gerade ihre Zeit. Das war ein Leben! Für uns 14-15 jährige. Das Brot aus dem Dorf waren große runde Roggenbrote, dunkle, mit harter Kruste, aber wie lecker!

Ich habe bis hierhin sehr wenig über meine Schwester geschrieben. Als sie noch klein war, ging ich oft mit ihr spazieren, war stolz, wie hübsch sie ist, auch klug. Aber später, muss ich gestehen, war ich viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt oder mit Freundinnen. Sie kam 1936 in die erste Klasse einer neugebauten Schule in unserer Siedlung, die ich dann auch besuchte; sie konnte auch schon gut russisch, hatte Freunde.

1936 kam eine neue Verfassung „Stalinskaja Konstitutia“ (Hauptgesetz) und die ersten Direktwahlen in den Obersten Sowjetrat. „Wahlen“ in Gänsefüßchen, denn es gab für jeden Wahlkreis nur einen Kandidaten, der von „oben“ ernannt war. Dennoch wurde viel Spektakel darum gemacht. Stalin sagte: „Das Leben wird besser, lustiger.“ Für die Wahlen wurden Listen der Bevölkerung aufgestellt, dabei halfen auch ältere Schüler. Auch ich zusammen mit einem älteren Mädchen war dabei (ich war stolz) in einem Dorf auf der linken Seite der Wolga, man kam gut dahin mit kleinen Schiffen, die oft fuhrten, später und jetzt jede zwanzig Minuten, "Wassertramway" genannt. Es war also gar nicht weit, viele arbeiteten schon damals in der Stadt, im Traktorenwerk. Aber das Dorf sah so arm aus, so ganz anders, als die deutschen Dörfer. Eine Frau von dort kam manchmal zu uns, um Mutti bei

der „großen Wäsche“ zu helfen (Waschmaschinen gab es „natürlich“ nicht). Sie war dann früh bei uns, um zu essen und noch etwas mit nach Hause zu bekommen. Dieser große Unterschied zwischen Großstadt und Dorf war in der SU, in Russland und überall fast immer und ist auch jetzt noch. Das wunderte mich schon damals, war doch die Natur so reich, das Klima und die Erde gut! Es gab riesengroße Melonen (niemand dachte daran, davon Stücke zu verkaufen), große Apfelmärgärten, viele Beeren und auch wilde, Fische, Störe, Kaviar usw.

Die Stadt hat sich in diesen Jahren (1935-38) stark geändert, es wurde viel gebaut im neuen Stil "Beton und Glas", auch in der Stadtmitte ein Hotel "Intourist" (für Ausländerbesuch?). Dann wurden dort auch Geschäfte gebaut, ein Fischgeschäft ganz mit Luxusinterieur, wo in einem Becken Goldfische schwammen und man lebendige Fische, die auch in großen Becken schwammen, kaufen konnte. Daneben ein Fleischgeschäft, auch mit vielen Keramikbildern geschmückt. Das war alles neu, man staunte und konnte auch viele Lebensmittel frei kaufen. Nur Industriewaren, Schuhe, Stoffe und ähnliche Dinge waren sehr knapp, man musste sich früh anstellen, um etwas zu kaufen, wenn so ein Geschäft öffnete. Am meisten wurde doch im Norden rund um die großen Werke dort gebaut, die noch vor dem Ersten Weltkrieg gegründet worden waren, ein Metallwerk von Franzosen, ein Rüstungswerk von Engländern. Die wurden größer ausgebaut, und auch die Siedlungen um jedes Werk, komischerweise jede mit anderer Architektur, sodass dieser Teil der Stadt keine kompakte Stadt war, zwischen den Siedlungen - ein Stück Steppe. Am meisten wurde um das Traktorenwerk gebaut, ein Krankenhaus und ein großer Club mit Sportsaal, den wir Kinder besuchen konnten, ohne etwas zu bezahlen. Unsere Siedlung be-

kam eine neue Schule und einen Pionierclub, wo ich einige Monate den Klavierunterricht besuchte, auch ohne Bezahlung. Das alles empfanden wir als Bestätigung, dass das Leben besser wird.

Aber dann kam das Jahr 1937. Im Januar wurde in der Schule noch groß der 100-jährige Todestag Puschkins gefeiert. Hier möchte ich noch über das Schicksal einiger meiner Freundinnen erzählen, ob das für die Leser hier interessant ist? Oder doch? (Es ist so schwer, zu meinem eigenen überzugehen.) In unserer Klasse war ein sehr hübsches Mädchen - Walja, eine gute Schülerin mit sehr gutem Gedächtnis, sie lernte schnell Vieles auswendig, konnte es vortragen, wie eine echte Schauspielerin. Aber sie war eine Waise, wuchs bei ihrer armen Tante auf. Für eine Eintrittskarte ins Kino für sie gaben uns unsere Eltern Geld mit. Um diese Zeit kamen die ersten großartigen Tonfilme auf, meist Komödien mit Hintergrund, aber meist großartige, die wir viele Male sehen wollten. Der erste „Lustige Burschen“ mit Leonid Utjesow und wunderbarer Musik von Joseph Dunajewski (die später so berühmt wurde, auch als Radiorufzeichen). Da wird ein Hirte ein Jazzdirigent und ein armes Dienstmädchen bei den Neureichen (die gab's auch damals schon, wenigstens im Film) mit wunderbarer Stimme und sehr hübsch wird eine gefeierte Diva. Und die spielte Ljubow Ozlowa und sehr gut. Sie war auch die Hauptdarstellerin in den nächsten Filmen - „Zirk“ und „Wolga, Wolga“. Die Lieder aus diesen lustigen Filmen wurden überall gesungen und diese Filme gefielen auch Stalin!

Also, unsere arme Waise, Walja, hat es geschafft, nach Moskau zu kommen und sich sogar mit dieser berühmten Ozlowa zu treffen, die erkannte ihr Talent an, nahm sie unter Schutz und unsere Walja wurde eine gute Schauspielerin, worauf auch wir sehr stolz waren, Auch andere meiner Schulfreun-

dinnen hatten später interessante Schicksale, die Jungs sind fast alle im Krieg gefallen oder anders umgekommen. Nur einen etwas Älteren habe ich nach der Schlacht in Stalingrad wiedergesehen, er gab mir ein Foto von uns Mädchen, das ist das einzige, das ich von dieser Zeit jetzt noch besitze.

Ende 1936, Anfang 1937, merkte ich doch, dass Vati fast immer schlechte Stimmung hatte, er hörte sicher schon von Verhaftungen in Moskau und Leningrad. Das erste war, wie immer bei allen Diktaturen, eine Proklamation. Eigentlich hat sich Stalin schon früher von den sogenannten Opportunisten befreit, das waren aber nur wenige führende Politiker. Dann kam sie sogenannte Kollektivierung der Landwirtschaft, jeder Bauernhof, der mehr als eine Kuh oder ein Pferd hatte, war ein "Kulak" - Ausbeuter (auch wenn er nur sich selbst und seine Familie ausgebeutet hat). Ihr Hab und Gut wurde beschlagnahmt, sie nach Sibirien ausgesiedelt oder erschossen. Einige Mittelständler traten doch in Kolchose ein mit ihrem Vieh, aber dort herrschte meist ein Chaos, besonders die erste Zeit. Und das in dem riesengroßen Land, das doch noch ein Agrarland war! Die ersten Traktoren waren für viele Bauern ein "Teufelspferd" das lärmt und stinkt. Dann gab es doch viele „Schädlinge“ und auch Attentate auf Parteimitglieder in den Dörfern, was wieder zu Verhaftungen und Erschießungen führte. Das alles ging aber erst mal auf dem Land vor.

Im Herbst 1936 wurde der erste Parteisekretär Leningrads, Kirow, erschossen. Er war sehr beliebt, konnte ein Rivale für Stalin sein, der doch kein Russe wie Kirow zwar. Das sollten also die „Volksfeinde“ gemacht haben, um den friedlichen Aufbau des Sozialismus zu stören.

Dann ging's richtig los! Wie würde der Krieg und die ganze Welt später anders sein, wie viele Menschen noch leben, wenn Stalin nicht die großen talentierten Generäle Blücher,

Tuchatschefsky und Hunderte anderer hingerichtet hätte! Warum es sogar bei diesen beliebten keinen Widerstand gab? Verstehe ich bis jetzt nicht. Einige erschossen sich selbst, das war alles. Die Ausfühler, die Henker, waren meist ungebildete Menschen aus dem, was man „Lumpenproletariat“ nennen kann, die fühlten sich dann ganz „oben“. Na ja, das war ja auch bei Hitler so.

Im März/April wurde unsere Siedlung halb leer. Ausländer fuhren schnell weg. Vati hatte, wie die meisten Politemigranten, schon die sowjetische Staatsbürgerschaft, auch ich bekam im November 1936 mit sechzehn Jahren den ersten Sowjetpass. Fast alle wurden „abgeholt“, Vati im April. Komischerweise wollten die Frauen, die noch zu Hause blieben, an nichts Schlimmes glauben, alle sprachen, „ach, das ist doch nur ein Missverständnis“, „sie kommen bald zurück“, „sind doch ehrliche Kommunisten“ usw.

In der Wohnung blieb bei uns vorläufig alles noch, nur jedes Stückchen Papier wurde mitgenommen, auch alle Fotos, alle, auch von uns Kindern, wir bekamen nie etwas zurück!

Zwei oder drei Mal konnte Mutti etwas für Vati abgeben in das Gebäude in der Stadtmitte, wo die NKWD saß und auch ein Teil als Gefängnis eingerichtet war. Dann wurde ihr gesagt: „Er ist nicht mehr hier.“ Weiter nichts. Was das bedeutete, musste man sich denken.

Mutti verkaufte etwas, um Essen zu kaufen, versuchte als Aufräumerin etwas zu verdienen. Alle noch Gebliebenen schlossen sich von der Außenwelt ab, wurden schweigend, in der Luft eine große Frage. Am Ende des Schuljahres machte ich den Versuch, in ein Technikum (Berufsschule) für Volkswirtschaft aufgenommen zu werden, ganz gegen meine Neigung, noch dazu war diese in der Stadtmitte, der Weg dorthin mit der Straßenbahn eine Stunde und mehr. An diese

Stunden erinnere ich mich ganz genau, es kamen die schwersten Gedanken. Vati war für mich immer ein Vorbild, er war immer ruhig, konnte mir nicht vorstellen, dass er etwas Schlechtes gemacht oder sogar gesagt hat, habe ihn auch nie angetrunken gesehen.

Dann wurde im September Mutti auch „abgeholt“, meine kleine Schwester (8 Jahre) kam in ein Kinderheim in einem abgelegenen Dorf 300 km von Stalingrad, was ich erst später erfahren konnte. Alle unsere Möbel, Kleider, alles Hab und Gut wurde in ein Zimmer unserer Wohnung gebracht und das Zimmer versiegelt. Mir ließen sie meine Kleider und Bettzeug auf einer Kiste, einer Truhe zum Schlafen. Wie lange ich so allein in der Wohnung saß, was ich gegessen habe - an das kann ich mich nicht erinnern, es waren 3 oder mehr Tage. Einmal klopfte es an der Tür, das war der arme Hausaufseher, der als „Zeuge“ bei Muttis Verhaftung dabei war, er brachte mir doch etwas zu essen. Nach einigen Tagen kamen sie (die NKWD-Beamten) mit einem Lastwagen, holten alles ab, ich musste raus aus der Wohnung. Aber wohin? Nach kurzer Beratung brachten sie mich in eine Baracke am Rande der Siedlung, wo Saisonarbeiter wohnten, die in einer primitiven Ziegelfabrik arbeiteten. Da gab es nur große Schlafräume für zehn oder mehr Frauen. Die gaben mir meist erst abends zu essen, hatten Mitleid mit mir.

Dann habe ich mich doch etwas zusammengerafft, mit sechzehn Jahren will man doch nicht das Leben beenden. Irgendwie musste ich doch Arbeit finden, etwas verdienen. Hatte ein Schulzeugnis mit guten Noten. So ging ich erst in die Kaderabteilung (Personalabteilung) des Traktorenwerks, dort wurde mir gesagt: "Nein, als Kind eines Volksfeindes kommen sie auf keinen Fall in das Werk." Dann wendete ich mich an verschiedene Büros, um eine Stelle als Lehrling für Buchführung zu bekommen, es gab damals noch die jünge-

ren, weniger verantwortlichen Gehilfen der Buchhalter, sie hießen Rechnungsführer. Oft sagte man mir, ja, es gibt so eine Lehrlingsstelle, aber nach der Frage, wo meine Eltern sind, bekam ich immer eine Absage.

Das ging ein bis zwei Wochen so. Dann bekam ich Wut! Fuhr zur NKWD, um mit Jemandem dort zu sprechen. Leicht gesagt! Dort gab es nur ein kleines, immer mit Furnierholz verschlossenes Fenster. Wenn man anklopfte, fragte jemand: „Die Einladung?“ Keine, dann wird das Fenster zugeklappt! Dann fasste ich mir Mut und haute solange mit der Faust an das Fenster, bis mich der Mann dort doch mal anhörte, ins Gebäude rein ließ; ich kam zu einem Offizier, wo ich sagte: „Wenn ich schuldig bin, verhaftet mich. Wenn nicht - muss ich doch etwas verdienen, um zu leben.“

Dann telefonierte dieser in meiner Gegenwart mit einem Angestellten einer Lagerhalle, wo Obst gelagert wurde, sagte: „Zu euch kommt ein Mädchen, deren Eltern verhaftet sind, aber stellt sie doch als Lehrling an.“ Als ich dorthin ging, sagte mir der Leiter der Personalabteilung: „Gut, ich nehme sie, aber bitte schweigen sie, erzählen keine Geschichten, Anekdoten, nichts. Sonst, wenn sie sich schuldig machen, werde auch ich beschuldigt, dass ich sie angestellt habe.“

Ich beschreibe das so ausführlich jetzt, denn es ist kaum zu glauben, welche Angst überall herrschte.

Das war also meine erste Arbeit. Aber erst kam noch ein Prüfungsmonat. Die Aufgabe, die ich bekam, war erst mal, das Rechenbrett (Abakus) benutzen zu lernen, eine Frau zeigte mir: hier die Einser, hier die Zehner, hier die Hunderter, Tausender. Das habe ich schnell gelernt, konnte später fast blind so nicht nur alle vier Grundrechenarten, sondern auch Prozentrechnung und andere auf einem solchen Brett ausrechnen. Dann wurde mir gesagt: einen Monat - Prüfungszeit, und ich bekam eine Aufgabe mit vielen großen Zahlen, die, wie

ich erst später erfahren habe, gar nicht nötig war, denn sie kopierte etwas. Der Hauptbuchhalter war ein alter Mann, der immer böse und unzufrieden aussah, ich hatte Angst, auch andere zu fragen, alle hatten keine Zeit für mich. Mein erster Lohn war genau der Preis von 1 kg Butter, das weiß ich noch genau. Als ein Monat vorbei war, guckte man meine Arbeit an, da war alles falsch! Und man schickte mich an die Personalabteilung zurück als Unfähige. Dort guckte man noch mal mein gutes Schulzeugnis an und schickte mich doch in eine andere Abteilung, wo ich eine „lebendige“, also notwendige Aufgabe bekam, bald selbstständige Rechnungsführerin wurde, auch etwas mehr Lohn bekam. So wurde ich eine „Kanzlei-Ratte“, ein verächtlicher Ausdruck. Ach! Wie anders habe ich mir meinen Job früher vorgestellt, wollte Archäologin werden.

Dann traf ich zufällig eine Frau mit Namen Ljuba (Ljubow), eine hübsche Jüdin, die einst in der Nähe wohnte. Sie war früher eine Referentin des Direktors des Traktorenwerks, hatte also eine „starke Hand“ (wie man sagte), eine 1-Zimmer-Wohnung, wo sie allein mit ihrem sechsjährigen Sohn wohnte, von seinem Vater war sie geschieden, hatte aber noch ein gutes Verhältnis zu ihm, er lebte in Jalta, der Hauptstadt der Krim, war dort Direktor einer Touristenherberge. Diese Frau hatte Mitleid mit mir, besonders, als ich ihr erzählte, wo ich wohne, was ich, naives unerfahrenes Mädchen, in diesem Riesenraum einer Baracke sehen musste. So war ich sehr froh, dass sie mir vorschlug, in eine Vorhalle vor ihrer Wohnung zu ziehen: Der Raum konnte gar nicht abgeschlossen werden, aber mein Bett konnte ich hinter einen Vorhang stellen, die Truhe mit meinem Hab und Gut, meine Kleider und Wäsche in ihrer Wohnung. Erst später habe ich erfahren, dass sie sehr krank war.

Solange ich eine feste Arbeit hatte, habe ich mich in einer Schule „für Erwachsene“ eingetragen, das waren Schulen, die in Schichten, vormittags oder abends, Unterricht gaben, für Arbeiter, die auch in Schichten arbeiteten. Das war im Januar 1938. Dort in der achten Klasse hab ich gleich in den ersten Tagen mit meiner Olga enge Freundschaft geschlossen, sie ist noch jetzt meine beste Freundin, also 64 Jahre lang! Ihre spätere Familie war auch etwas meine. So muss ich doch etwas von ihr hier erzählen.

Sie wurde in einem kleinen Ort geboren, ihr Vater, ein Eisenbahner, verunglückte tödlich, Mutter musste alleine acht Kinder erziehen, eine Rente war damals so winzig, dass man nur zwei bis drei Tage davon leben konnte. Die Not war riesengroß, so musste meine Olga und ihre älteren Geschwister schon früh etwas verdienen. Olga ist zwei Jahre älter als ich, war schon Telefonistin, dann Laborantin in einem Chemielabor. Ihre Mutter hatte einen starken Charakter, ihr sah man noch die einstige Schönheit an, sie war bemüht, allen Kindern eine möglichst gute Bildung zu geben, alle haben es geschafft, arbeiteten und lernten, studierten. Meine Olga war die Jüngste, ein Bruder war im Krieg gefallen.

So hatten wir, sie und ich, eine doch so verschiedene Kindheit, warum wir uns aber gleich so wohlverwandt fühlten? Ein Rätsel!

In unserer Abendschule hatten wir meist gute Lehrer, ich freute mich dort, war eine gute Schülerin. Meine Arbeit machte mir auch bald, wenn nicht Spaß, so doch etwas Genugtuung, es war eine lebendige, musste Buch führen für limitierte Mengen Obst und Gemüse, die für Kindergärten, Krankenhäuser und ähnliches bestimmt waren.

Dann konnte ich erfahren, wo meine kleine Schwester war und konnte sie besuchen. Ich nahm für ein paar Tage Urlaub,

fuhr in ein kleines abgelegenes Dorf, wo sich das Heim für Waisenkinder befand. Zwei arme Gebäude ohne Elektrizität. Während einer Veranstaltung auf einer kleinen Bühne, beleuchtet mit einer Kerosinlampe, marschierte meine Schwester im grauen Hemd mit rotem Pionierhalsband mit anderen Kindern, sangen dabei ein Lied der Roten Armee - „Wir kämpfen alle gern im Kampf für die Sowjetmacht“.

Sie war in diesem Jahr viel größer geworden, sah auch gut ernährt aus, irgendwie anders, als ich sie in Gedanken sah, noch als Kleinkind im hellblauen seidenen Mantel. Ich wollte sie doch gleich mitnehmen nach Stalingrad, aber der Direktor und einige Pädagogen haben mich ausgefragt, was ich verdiene, wo ich wohne usw. und haben mich überzeugt, das vorläufig nicht zu tun. Der Direktor, ein junger Mann, machte einen sehr guten Eindruck auf mich, und eine Lehrerin sprach von der Begabung meiner Schwester mit hohem Lob, dass sie als Kind eines Volksfeindes nicht das erreichen kann, wie als Waisenkind. Im Voraus muss ich sagen, dass diese Frau, die keine eigenen Kinder hatte, später sehr viel Gutes für meine Schwester gemacht hat, sodass sie eine Mutter für sie war. Elfi selbst war auch gar nicht traurig, dass ich sie nicht mitnahm, wollte nur, dass ich sie öfter besuche, was ich auch tat.

Im Sommer 1939 hatte ich etwas Neues, Schönes erlebt: Ljubba, bei der ich wohnte, wollte, dass ich ihren sechsjährigen Sohn, der bei seinem Vater in Jalta (Krim) war, nach Stalingrad zurückbringe, sie selbst hatte gerade einen neuen Job. Sie spendete mir die Hälfte des Fahrgeldes. Damals war die Fahrt viel länger, erst musste man in der Ukraine umsteigen, dann ging's lange nach Süden, fast 20 Stunden bis Simferopol (sehr bekannt als letzte Zuflucht der Weißgardisten ab 1919) im Norden der Krim. Die letzten Stunden über einen schmalen Bahndamm (rechts und links Wasser) über den Siwasch, eine

flache Bucht zwischen dem Festland und der Krim. In Simferopol sollte ich mich an eine Adresse wenden, von wo Autos über den Gebirgspass nach Jalta fahren. Die meisten Einwohner damals waren dort noch die Krimtataren, die verkauften auf den Straßen Tschebureki (Teigtaschen mit Fleisch und viel Knoblauch). Da ich Hunger hatte, kaufte ich mir einige, dann schöne große Pflaumen, billig, und während ich meine Adresse zu Fuß aufsuchte, habe ich unterwegs alles aufgeessen. Dann bekam ich Durst und probierte noch ein Glas „Krimbusa“ dazu. Was das war, wusste ich nicht, das Wort „Busa“ klingt so komisch. Es ist aber ein weißes Getränk aus gärender Gerste, das auf meine Pflaumen gar nicht gut passte. So musste ich bei den Leuten mit Auto einen ganzen Tag auf dem Klo sitzen! Vielleicht ist das, nicht interessant zu lesen, aber wer das jetzt kennt - sicher niemand. Den nächsten Tag ging es im Auto erst aufwärts in die Berge, meist mit dichten Wäldern damals noch. Auf der höchsten Stelle macht man Halt vor einer Quelle mit gutem Wasser, dann ging es mit abgestelltem Motor zwei bis drei Stunden runter nach Jalta. Die Stadt war damals auch eine ganz andere, noch so, wie sie Tschekow beschrieben und geliebt hat, mit kleinen Lehmhäusern halbhoher Wände aus Naturstein, überall Weinstöcke, kein offizielles Verkehrsmittel. (jetzt fährt man von Simferopol nach Jalta mit einem Omnibus über eine breite Asphaltstraße! Wo ist die Romantik?) Er war alles so neu und so schön für mich: die Palmen auf den Straßen, das warme Meer, ein Ausflug in die Berge, zum Ai-Petzi (1600 m), wo man sehr früh ankommen muss, um von dem sehr steilen Südabhang den Aufgang der Sonne zu sehen. Es war unten auch nachts warm, aber dort oben, vor dem Sonnenaufgang - sehr kalt, so haben wir uns in Heuschobern eingegraben bis die Sonne kam. Aber der Ausblick dort! (Jetzt ist das oben am Ende der Straße ein Restaurant!)

Dann erinnere ich mich noch an eine Hochzeit bei einer Tatarenfamilie, die noch vor der Revolution ihren eigenen Weinkeller hatte, dort habe ich Wein getrunken, der 24 Jahre alt war, einen ganz kleinen Schluck, dick wie Likör. So sah ich das Leben von einer ganz anderen Seite! War sehr dankbar dem Direktor des Touristenheims, der so gut zu mir war. Kam mit seinem Sohn wieder gut zurück nach Stalingrad.

Jetzt noch ein kleines Intermezzo: Hab jetzt (April 2002) gelesen, dass im Arsenalkino Filme gezeigt werden, an die ich mich noch erinnere, sie noch in Berlin gesehen zu haben:

1) Den ersten langen Tonfilm aus Amerika „The Jazz Singer“ mit dem berühmten Al Johnson von 1927, ich erinnere mich an einen anderen Namen „Sunny Boy“ und wie ich mit dem Neger geweint habe, der seinen kleinen Sohn von einer weißen Frau nicht mehr sehen durfte.

2) Den Film „Erde“ habe ich auch mit Vati 1930 in Berlin im russischen Botschaftsclub gesehen, erinnere mich an Bilder der russischen, armen und halb wilden Bauern.

3) Der Film „Im Westen nichts Neues“ nach dem Buch von Erich Remarque, aus dem ich mich lange an Bilder erinnere, besonders vom Kriegsbeginn. Auch ein Buch von einer Frau (Gräfin?) „Die Waffen nieder“. Solches machte auf mich schon als Kind einen riesengroßen Eindruck! Für das Buch bekamen sie den Nobelpreis.

Den eigentlichen Anfang des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 haben wir damals kaum (oder gar nicht?) erfahren. Ich weiß bis jetzt nicht (zu meiner Schande), wann das Bild von Hitler zusammen mit Stalin in den Zeitungen war, 1939, 1938 oder 1940? Es wurde geschrieben, die Sowjetunion käme ihren westlichen Sklavenbrüdern, die in Polen und Rumänien unterdrückt wurden, zu Hilfe, befreie sie. So

kam es zu Westweißrussland und Westukraine, Lemberg wurde Lwow usw.

Und noch etwas weiß ich genau wann: 1938 oder später wurde der Jagoda, der an der Spitze der NKWD stand, auch erschossen, als „Volksfeind“, also von Stalin und Umgebung. An seine Stelle kam Bezia, ein Georgier, genau Migzelle. (Die Georgier haben verschiedene, früher selbstständige Stämme, die in verschiedenen Teilen des Kaukasus lebten: Lesgine, Ossetiene, Migzelle u.a.) Es waren nur kurze Mitteilungen darüber, man hatte Angst, darüber zu sprechen.

Noch eins habe ich vergessen zu erwähnen: in der Klasse der Abendschule war auch Wolodja Beilinson, der spätere Vater meines Kindes. Hab mich für ihn gar nicht interessiert, er war sieben Jahre älter als ich und überhaupt gar nicht nach meinem „Geschmack“.

Ganz unerwartet bekam ich einen Brief von meinem Vater. Wie das zustande kam, weiß ich bis heute nicht, also die NKWD wusste doch alles auch über mich, sie war gut organisiert, keine Spur von der russischen Liederlichkeit, das hat sich auch später, bis jetzt bestätigt.

Vati war im Norden im europäischen Teil Russlands, eine Zeit in dem (durch Solschenizyn) berühmten Gulag Solowkim, dann in einem Lager, wo die Gefangenen sich mit Holzfällen in den Wäldern des Archangelsgebiet beschäftigten. So wusste ich, dass er lebt, konnte auch antworten. (Erst später habe ich erfahren: wenn das Urteil der „Trojka“ hieß „ohne Briefwechselerlaubnis“, war das dann das Todesurteil.) Auch von Mutti bekam ich Briefe, sie war in verschiedenen Lagern für Frauen in Kasachstan. Im März 1940 bekam ich die Erlaubnis, sie zu besuchen (wie viele andere auch, was ich später erfahren habe) in einem Lager irgendwo dort in der weiten Steppe. Erst musste ich mit der Bahn bis zur Stadt fahren, die

damals Akmolinsk hieß (man sagte, das heißt „Schwarzes Grab“). Jetzt ist sie umbenannt zu Astana (?), soll sogar die Hauptstadt, Sitz des Präsidenten werden, anstatt der großen, schönen Stadt "Alma-Ata" (Stadt der Äpfel), da diese nahe der chinesischen Grenze liegt, am Fuße der Berge, oft gibt es dort Erdbeben. Ob daraus was geworden ist, kann ich mir kaum vorstellen, denn damals bestand die Stadt aus zwei bis drei richtigen Straßen mit Gebäuden, alles andere waren Lehmhäuser oder Ähnliches. Es war März, der Schnee schmolz gerade, der Fluss Irtysh, der durch die Stadt läuft, überschwemmte weit die lehmigen Straßen. Ich musste am Rande der Stadt einen Platz aufsuchen, von wo das Gefangenlager sich seine Verpflegung holte. Dort war gerade eine kleine Karawane mit Pferdeschlitten eingetroffen, ich bekam die Erlaubnis, mitzufahren. Den ganzen Tag fuhren wir langsam (schneller ging's nicht ohne Wege) über die endlose Steppe noch mit tauendem Schnee, Gegen Abend machten wir bei ein paar Jurten halt, in einer großen konnten wir übernachten. Ich holte Brot und ein Stück Speck aus meiner Tasche, um zu essen, da flüsterte mit mein Fahrer zu: „Schnell, verstecke den Speck, sonst jagt uns der Kasacke aus der Jurte.“ So habe ich erfahren, dass Muslime kein Schweinefleisch essen.

Das Frauenlager, Baracken von einem Zaun mit Stacheldraht umgeben, lag in der flachen Steppe, weit und breit kein Baum oder Strauch. Daneben ein Haus für die Verwaltung mit einem Zimmer für Besucher (neu eingerichtet). Zwei Tage wurde Mutti für ein paar Stunden dorthin aus dem Lager herausgeführt und ich konnte mit ihr sprechen. Sie war ungewöhnlich ruhig. Ungewöhnlich, da sie früher und auch später immer sehr nervös war, konnte sich nie richtig entspannen, ich denke, man hat sie einmal, 1937, für ihr ganzes Leben erschreckt. Sie war eine sehr gute Handarbeiterin,

konnte sich so bei den Aufseherinnen beliebt machen; für andere Arbeit war sie zu schwach. Sie konnte aus alten Sachen Schönes machen, aus kurzen Fäden ausgelösten Trikotagen häkelte sie Neues. Auch mir schenkte sie eine hübsche Bluse (aus einem alten rosa Unterhemd) mit braunen Spitzen aus alten Strümpfen. Sie hat sich mit einer jungen Frau, die ihre Nachbarin auf der Pritsche war, befreundet, Nadja Danilova. Sie war mit zwanzig Jahren schon eine der besten Dolmetscherinnen in der riesengroßen Filmfabrik "Mosfilm", konnte vier Sprachen. Ihren Vater hat man 1937 erschossen, ihre Mutter, Rachil Sbozawskaja, kannte auch gut Sprachen, sie war bis ins hohe Alter eine Schönheit und sehr energisch. Sie wohnten in Moskau einst gleich neben der Gorkikirche (heute Twerskaja), damals die Hauptstraße, wo alle Prominenten wohnten, auch die ersten „Helden der Sowjetunion" - die Tschelunskiner. Zu Hause führte sie Sprachunterricht für deren Kinder (damals eine große Seltenheit). Diesen Beziehungen verdankte sie, noch frei zu sein und konnte einiges für ihre einzige Tochter tun, die auch meiner Mutter etwas helfen konnte, sie war im Lager Krankenschwestergehilfin, musste aber auch andere Arbeit machen, z.B. mit Pferden. So habe ich sie das erste Mal gesehen, in Steppjacke und Stepphosen und einer grauen Steppmütze. Von hinten habe ich sie angesprochen mit „Onkel" (ich sollte mit ihnen zurück in die Stadt fahren), dieser „Onkel" war also die zierliche kleine Nadja. Sie war uns später wie eine nahe Verwandte, in Moskau wohnte ich fast immer einige Tage bei ihr, sie war nach 1954 wieder Dolmetscherin im Mosfilm, viele Male auf Dienstreise in England, hatte aber inzwischen auch kein leichtes Schicksal. Am 22. April hat sie, wie auch meine Schwester, Geburtstag, habe ihren Sohn angerufen, sie lebt noch, ist 89, aber im Dunkeln" - Alzheimer!

1940 konnte ich eine besser bezahlte Arbeit als Buchhalterin bekommen und neben dem Büro ein kleines Zimmer. Zu dieser Zeit wurde das Interesse von B. (Beilinson) für mich intensiver. Alle um uns sagten, wir sind ein gutes Paar. Er war schon 27, ein Jude aus Weißrussland, sein Vater starb früh, vor zehn Jahren kam er nach Stalingrad, arbeitete im Traktorenwerk, erst beim Bau, dann als Mechaniker, später sogar als Ingenieur (ohne Hochschulabschluss, erst später besuchte er eine Abendhochschule). Er war kein schlechter Mensch, sah auch ziemlich hübsch aus. Es war ja keine große Liebe von meiner Seite, das war mir bewusst. Aber ich mit meinem Schicksal, dazu keine schöne, sogar mit einem schielenden Auge? Ohne Verwandte, ohne Stütze?

Kurz, eines Tages nahm er meine Koffer und Bettzeug und ich wohnte bei ihm, in einem auch kleinen Zimmer, eine Küche und Dusche gab es nur am Ende des langen Korridors. Diese Häuser wurden für Junggesellen gebaut, aber allmählich wurden es auch Wohnungen für Familien, die Wohnungsnot war groß. Heiraten (beim Standesamt) wollte ich (und auch er?) nicht.

Es lebte sich in dieser Zeit schon besser, es gab fast alle Lebensmittel frei zu kaufen, Fleisch, Milch, Gemüse und Obst kaufte man fast immer auf einem Markt, es gab viele, wohin die Bauern aus umliegenden Dörfern, meist von den großen Inseln der Wolga, kamen. In den staatlichen Geschäften gab es meist nur Brot, Getreideprodukte, Öl und Margarine, aber auch eingekochtes Obst in Fässern (später bis jetzt doch nur in Gläsern). Ich war eine schlechte Hausfrau, mir fehlte oft das Geld bis zur nächsten Lohnzahlung (einmal im Monat, auch jetzt). Sehr wenig gab es Industrieerzeugnisse, Kleider und Schuhe, für so etwas musste man sich früh anstellen, die Auswahl war sehr knapp. Meist bekam man so was als Prä-

mie für gute Arbeit zu Feiertagen. Aber die Stimmung war gut, man hoffte, es wird doch immer besser.

Dass am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg anfang, haben wir gar nicht gemerkt, so weit ich mich erinnere. Ja, Polen wurde wieder geteilt, auch ein Teil Bessarabien von Rumänien, das war eben so, man holte die unterdrückten Brüder zurück. So wurde es gesagt. Aber an Krieg dachte man nicht. Sogar auch Stalin nicht?

Dann kam der 21. Juni 1941. Das war ein Sonntag. Ich war schwanger im sechsten Monat. B. ging früh zu seinem Freund, sie wollten etwas unternehmen, einen kleinen Ausflug, ich blieb zuhause.

Plötzlich riss er die Tür auf, schrie: „Schalte das Radio ein!“ Da sprach Molotow: „Ohne Kriegserklärung ... Überfall... Deutsche bombardieren Smolensk, Kiew...großer vaterländischer Krieg...“

Vor meinen Augen tauchte ein Bild auf, dass ich noch als Kind in Berlin in einer Antimilitärausstellung gesehen habe: Giftgasopfer! Die nächsten Wochen änderte sich das Leben rasant. Der Krieg war noch weit, aber wir hörten von der heroischen Verteidigung der Festung Brest, wie schnell die Deutschen vordrangen, es wurden die ersten Lazarette eingerichtet, man musste Radioapparate an eine Sammelstelle abgeben, es blieb nur der Lautsprecher von einem Drahtradio des einzigen staatlichen Senders, um den sich auf den Straßen Menschen unterwegs versammelten.

Die Mutter von B. und zwei Tanten mit ihren Kindern lebten in einer kleinen Stadt in Weißrussland (die Heimat Gagarins, sie heißt jetzt so). Seinen Vater kannte B. nicht, er war früh gestorben, und als seine Mutter einen ihm sehr unsympathischen Mann heiratete, hatte er fast keine Beziehung zu ihr und seiner Schwester. Sein ein Jahr älterer Bruder lebte in

Leningrad, war ein guter Ingenieur, nicht verheiratet, hatte seinen eigenen Freundes- und Interessenkreis.

Anfang August bekamen wir unerwartet ein Telegramm aus einer Stadt an der Wolga: „Hole die Familie ab, kommen mit Schiff an...“ B. war aufgeregt, welche Familie? Mutter und Tanten mit erwachsenen Kindern, das können fünf Menschen sein, oder sogar mehr. Wohin mit ihnen in unserem zehn Quadratmeter großen Zimmer? Auch konnte er keinen freien Tag bekommen. So musste ich alle abholen, da ich sie aber nie gesehen habe, zeigte er mir das einzige Foto seiner Mutter, als sie achtzehn Jahre alt war, jetzt war sie 53 Jahre alt! (Damals mit einem riesenbreiten Hut nach der Mode.) Mit diesem Foto suchte ich am Ufer der Wolga am Hafen unter vielen Menschen, die dort schon auf dem Gras mit ihrem Gepäck lagerten, die Familie. Eine kleine Frau, die jüdisch aussah, beobachtete ich eine Zeit, aber sie saß dort zusammen mit fünf anderen, darunter ein alter Mann, ich zweifelte, wer können die sein? Aber es war doch die "Familie". In unserem kleinen Zimmer war kaum Platz zum Sitzen für alle. Zwei Tanten von B. mit ihren Töchtern (15 und 18 Jahre alt) mussten sich zum Übernachten im Garten neben dem Haus ein Lager einrichten, ich ging zu Bekannten, der alte Mann, den B. hasste (er war wirklich sehr unsympathisch), brachte man bei einem einsamen Nachbarn unter. Erst nach ein paar Tagen fand ein Teil unserer Gäste als Flüchtlinge eine Unterkunft in einem nahen Dorf, bis sie weiter nach Osten, nach Sibirien fahren konnten. Bei uns blieb nur die Mutter von B. und eine Tante mit Tochter, mit denen ich noch zwei Wochen zusammen irgendwie einen Platz zum Übernachten einrichten konnte, B. selbst war immer im Werk, fast Tag und Nacht, es wurde dort so etwas wie eine Kaserne eingerichtet.

Am 16. September kam mein Mädchen zur Welt. Ganz leicht, hatte nur die ganze Nacht Durchfall, ging früh morgens zur

nahe gelegenen Geburtsanstalt, wo man im Empfangszimmer nicht gleich erkannte, was ich eigentlich hier möchte, so unauffällig war mein Bauch. Nach zwei Stunden war das Kind schon da. Und da ein Teil des Gebäudes schon als Hospital eingerichtet wurde (oder musste), konnte ich nach zwei Tagen schon nach Hause gehen. B. wollte den Namen Alla (Alina), na gut.

22.11.2002

Ich muss doch weiter schreiben! Muss? Für wen? Habe gar keine Lust! Über Kreta, Knossos, wo ich jetzt war und mich so gut gefühlt habe, würde ich gern schreiben, meine Liebe zur griechischen Antike habe ich ja erwähnt, jetzt auch "gesehen". Kreta ist in vielerlei Hinsicht so bewundernswert!

Aber zurück.

Da von Westen schon sehr viele Flüchtlinge kamen, herrschte eine große Wohnungsnot. Doch konnte B. eine größere Wohnung bekommen. Sie war im fünften (obersten) Stock in einem Haus ganz am Rande der Siedlung, damals das nördliche Ende der Stadt, begrenzt von einem kleinen Nebenfluss der Wolga durch ein nicht breites Tal, der Fluss heißt Metschotka, dieser Name wurde später so oft in den Berichten über die Kämpfe genannt, dass er damals weltbekannt wurde. Schon im September/ Oktober gab es oft „Luftalarm“. Ein schreckliches Geheul der Sirenen aller Werke und dann eine Radiostimme: „Bürger der Stadt Stalingrad, Fliegerluftalarm!“ Aber es fielen noch keine Bomben, bei Luftalarm sah man meist gar nichts, da die deutschen Flugzeuge meist westlich von russischen Flugzeugen oder der Luftabwehr zurückgedrängt oder abgeschossen wurden. Doch das schnelle Vordrängen der „Faschisten“ (so wurden alle Deutschen genannt) und Gerüchte über ihre Grausamkeit machte große Sorgen. Am meisten auch über Leningrad, man wusste gar nicht rich-

tig, was dort vorgeht, dort lebte der Bruder von B., zwei Jahre älter, noch nicht verheiratet, mit guter Bildung und Job. Erfahrung konnte man nichts, die Mutter von B. machte sich große Sorgen. Dann kämpften deutsche und sowjetische Flugzeuge in der Luft schon über der Stadt. Bei hellblauem Himmel sahen die kleinen weißen Wolken der explodierenden Geschosse schön aus. Da stand ich einmal so, guckte nach oben bis ein ziemlich großer Metallsplitter zwei Meter vor mir in die Erde saust, ganz tief. Oho! Ein anderes Mal sammelten wir halbreifes Obst in den nicht weit gelegenen Gärten, die schon nicht mehr bewacht wurden. Dann - genau über uns - Luftkämpfe, es rasselt von Metallsplittern, wir rennen weg mit den Eimern auf dem Kopf zum Schutz. Nachher lachten wir darüber, die dünnen Blecheimer.

21.03.2003

So lange nicht geschrieben (in Deutsch, etwas inzwischen in Russisch für Anja, was viel, viel leichter ist).

Also. Im Winter 1941/42 war der Krieg für uns immer noch "weit", das dachten nur wir, die Bewohner der Stadt, so: so weit nach Osten wird „er“ doch nicht kommen. Aber der Krieg war schon im Frühling ganz nah, es kamen auch immer mehr Flüchtlinge in die Stadt, auch aus Leningrad. Meine Schwiegermutter machte sich große Sorgen um ihren älteren Sohn in Leningrad. Eines Abends war sie in der halbdunklen Küche neben unserem Zimmer, als wir einen Schrei von ihr hörten: „Mischa!“. Wir laufen in die Küche, sie lag in Ohnmacht und eine dürre schmutzige Gestalt hielt ihren Kopf. Das war der Bruder von B. aus Leningrad. Er war schrecklich schwach, konnte ohne Hilfe seiner Hände vom Sitzen nicht aufstehen. Ich habe auch später nie ein Lächeln auf seinem Gesicht gesehen. Er wollte nichts erzählen, so schrecklich war der Hunger in dieser schönen Stadt. Wir waren bemüht,

ihn so gut wie möglich zu ernähren, tauschten alles Mögliche gegen Nahrungsmittel, er wurde schnell fast dick, aber seine Lungen bleiben krank. Von dieser Zeit bekam ich Angst vor Hunger!

Im Frühsommer 1942, nachdem die Frühlingsflut die Met-schotka wieder in ihrem engeren Flussbett zurückgelassen hatte, konnte man noch ein Stück Boden am Ufer bekommen, um dort Kartoffeln anzupflanzen. Auch ich ging mit B. dort-hin, wir haben uns dafür unter der schon heißen Sonne viele Stunden gequält (ich hatte immer sehr viel Milch in der Brust, sodass ich sogar etwas abzapfen musste, nachdem meine Alla schon satt war, in der Hitze hab ich viel getrun-ken, sodass die Milch in der Brust mich quälte). Und nach einem Monat wurden an dieser Stelle Panzergräben gegraben, so waren unsere Mühen umsonst! Hier in Deutschland wurde auch viel über die Stalingrader Schlacht gesagt, zum Anlass des 60-jährigen Jubiläums. Sogar ich kam in den „Spiegel“, der fast ein ganzes Heft diesem Thema gewidmet hat. Oft wurde gesagt, dass Stalin verboten hat, die Stadt zu verlassen, „eine leere Stadt verteidigt man nicht“. Das habe ich nie ge-hört. Ein Teil der Bevölkerung evakuierte schon im Sommer, aber nicht viele. Na, auch Berlin war ja nicht „voll“, als die Rote Armee schon an der Oder stand!

Es ist nicht leicht zu fliehen, man will nicht glauben an das Schlimmste! Ich war kein einziges Mal während des Bombenalarms in einem Bunker, wusste gar nicht, wo einer war, und die meisten Häuser hatten keine Keller. Den Alarm gab es oft, aber Bomben fielen noch irgendwo westlich. Aber dann kam der 23. August 1942. B. musste früh zum Graben der Panzerabwehrgräben, die rings um die Stadt gemacht wurden (auch eine völlig unnütze Arbeit, wie sich heraus-stellte). Plötzlich sahen wir dort, wo sie waren, eine Gruppe Flugzeuge im Tiefflug kreisen und hörten Maschinengewehr-

geknatter. Dann kam B. laufend außer Atem zurück, sie wurden im Tiefflug beschossen, es gab viele Tote. Und dann wurde der Himmel schwarz von Bombern. Die ersten Ziele waren das Zentrum der Stadt, dann aber auch die Industriewerke und Siedlungen um sie, also auch unsere am Nordende der Stadt.

Jetzt gibt es Raketen, die genau ein Ziel zerstören können (gerade jetzt der Krieg im Irak). Damals fielen die Bomben nicht so genau. Man lernte nach dem Geheul einer Bombe zu raten, ob sie hier einschlägt oder vorüber fliegt. Auch ihr Gewicht zu erkennen, ob es eine „Tausende“ ist oder leichter. Eine „Tausende“ fiel gerade zwischen den erst erbauten Häusern, die wie Kartenhäuser vom Luftdruck umfielen. B. hatte ein gutes Fernglas, mit dem konnte ich auf dem fernen Ufer der Metschotka deutsche Panzer erkennen.

Dann kamen Soldaten in unser Haus, um dort Panzerabwehrgeschütze zu platzieren, wir mussten weg, irgendwo hin. Ich konnte mit meinem Kind bei einer einsamen alten Frau Unterkunft bekommen, am anderen Ende der Siedlung. B. kam aus dem Werk, um mir zu helfen, so brachte ich etwas Bettwäsche und Kleidung und alles für mein Kind in einem großen Sack in diese neue Unterkunft. Es war schwer, eine Verbindung zu unseren Männern, die im Werk in Kasernenordnung lebten, herzustellen. Telefon gab es nur in einem Büro eines Amtes, sodass ein Mann, der mal herauskam, viele Zettel mitbrachte, die man herumgab, bis man den Adressaten fand. Das war auch sehr wichtig, da die Männer im Werk etwas mehr zum Essen hatten, in den Kantinen waren einige Vorräte, die sie mit ihren Familien teilten. Auch B. brachte mir ungefähr zwei Kilo Gieß und fast einhundert hartgekochte Eier. Ich esse sie bis jetzt nicht gerne!

Die Lebensmittelgeschäfte wurden schon in den ersten Tagen geplündert, auch eine große Brotfabrik, wo noch Mehl war.

Auch ich habe das ein, zwei Mal versucht mitzumachen, aber ohne großen Erfolg. Ein paar Kilo Mehl gab mir ein Nachbar; auch die Frau, bei der wir wohnten, hatte Mitleid mit mir und dem Kind, sie hatte Vorräte von Verwandten aus einem nahen Dorf noch vor dem Beginn der Schlacht. Ganz in der Nähe von unserem Haus stand mal ein Pferdewagen mit Granaten, und dort war auch noch ein großes Gebäude aus Holz, ein „Sommertheater“. Das alles fing an zu brennen, die Granaten explodierten, flogen weit in alle Richtungen, das war schrecklich. Das Pferd wurde tödlich verletzt und nachdem alles sich etwas beruhigt hatte, kamen viel Menschen, schnitten sich etwas Pferdefleisch ab. Ein Nachbar wollte mir auch ein Stück geben, aber ich konnte das nicht essen.

Erstaunlicherweise blieb die Wasser- und Elektrizitätsversorgung noch intakt, aber zum Kochen hatte man damals nur Kerosinkocher oder Petroleum. Als der Vorrat dieser Brennstoffe weg war, musste man im Freien auf einem Feuer mit Holz kochen, das man irgendwo herschaffen musste. Ich kochte meist nur für mein Kind einen Grießbrei mit Wasser, wozu ich etwas Eigelb beimischte. Selbst aß ich fast nur die hartgekochten Eier, die schon glitschig waren, es war ja noch warm, Kühlschränke gab es nicht. Einmal wollte ich noch zu meiner Wohnung gehen, da musste man an einem Gebäude aus Beton und viel Glas vorbeigehen, ein Club nach der damaligen Architektur. Ganz nah stand eine mächtige Geschützatterie, an der vorbeizugehen hatte ich Angst, wenn es gerade der Moment des „Feuer“-Kommandos war, musste man sich die Ohren zuhalten, sonst könnte das Trommelfell platzen. Und das Gebäude zerfiel von der Dissonanz dieses Feuers.

Meine Wohnung und das halbe Haus gab es nicht mehr, ein Treffer hat Schutt daraus gemacht. Ein bisschen habe ich da noch rumgegraben, fand sogar noch ein Stück Glas von einer

Vase, die auf meinem Tisch stand, als ich vor einigen Tagen wegging, ein komisches Gefühl, das zu sehen. In vielen Straßen gab es schon Schützengräben, in denen Soldaten saßen. Sie schimpften: „Was lauft ihr hier herum? Macht, dass ihr rauskommt aus der Stadt!“ Ja, aber wie? Es gab nur eine Richtung nach Osten, also über zwei Flüsse, die Wolga und ihr Nebenarm, die Achtuba. Aber es gab keine Brücken! Das war ein riesengroßer Fehler bei der so wichtigen strategischen Lage der Stadt, schon während des Bürgerkrieges vor mehr als zwanzig Jahren. Und es gab auch keine Eisenbahnstrecke am östlichen Ufer weiter nach Osten, die wurde erst jetzt in aller Eile gebaut, um Militär in die Stadt zu bringen, die nächste Brücke lag 300km nördlich in Saratow.

Endlich wurde uns gesagt, wir sollen uns zur Evakuierung vorbereiten. Am 8. September brachte man uns, einen großen Teil der Bevölkerung, zu einer Stelle am Ufer, wo eine primitive Überfahrt mit Notkuttern war. Das Ufer ist dort sehr hoch und steil, eine Treppe gab es nicht, so warf ich erst meinen Sack runter, lief dann mit dem Kind ihm nach. Oben, nah am Ufer standen riesengroße Ölbehälter, die gerade anfangen zu brennen, später floss das brennende Öl runter und die Oberfläche der Wolga brannte, stromabwärts lange. Ich habe das nur von weitem gesehen, wir saßen auf einer Insel der Wolga, zu der wir ohne Gefahr mit einem kleinen Schiff kamen. Dort saßen wir fünf Tage, auch mit meinem Kind unter einer provisorischen Laubhütte, ein Mann hat mitgeholfen, das aus Zweigen zu bauen, das Wetter war noch trocken und nicht kalt. Dann ging es weiter nach Osten auf Lastwagen über die große Insel ans Ufer der Achtuba. Dort wurde eine provisorische Brücke aufgestellt, denn die Achtuba war in dieser Jahreszeit zu flach, sogar für kleine Boote. Aber was für eine Brücke das war. Genauso breit wie ein

Lastauto, ein paar Bretter von beiden Ufern auf zwei bis drei Pfählen in der Mitte irgendwie befestigt!

Es war nachts, aber grelles Licht von deutschen Leuchtraketen die nur ganz langsam, stundenlang heruntergingen, verlöschten. In diesem Licht kreisten Flugzeuge, die zielten auf die in der Nähe gelegenen Armeeabteilungen, aber ein etwas stärkerer Luftdruck wäre genug, dass die Räder unseres Lastwagens von den Brettern rutschen könnten! Diese paar Minuten Überfahrt werde ich nie vergessen, sie steht mit ganz deutlich vor den Augen!

Am nächsten Morgen kamen sechs oder sieben Güterwagen mit etwas Heu am Boden, in denen die Fahrt nach Osten weiterging. Es war eine schreckliche Fahrt, zehn oder zwölf Tage lang! Es ist schwer, alles zu beschreiben, diese Tage waren unmöglich schwer, besonders die ersten Tage. Bei der Abfahrt bekamen wir sogenannte Evakuierungsbescheinigungen, auf die wir in größeren Stationen irgendwelche Lebensmittel bekommen sollten, aber da waren ja keine größeren, selten auch kleine Orte, wo wir höchstens etwas Wasser ergattern konnten, meist ringsum nur öde kasachische Steppe. Etwas kochen konnte man nur, wenn der Zug anhielt, dann musste man schnell irgendwie ein kleines Feuer machen, also etwas finden, was brennen kann und darüber etwas, um den kleinen Soldatenkessel aufzustellen. Der Zug stand meist eine ungewisse Zeit, nach einem kurzen Pfiff fing er sich langsam an zu bewegen, sodass man mit dem heißen Kessel wieder in den hohen Wagen klettern musste.

Ich war die ganze Zeit zusammen mit den Familien der Arbeiter aus der Werkabteilung, wo B. Ingenieur zwar, da waren auch einige Männer dabei, die mir etwas halfen. Die ersten zwei Tage kreisten oft deutsche Flugzeuge über dem Zug, er hielt dann an und wir waren bemüht, so weit wie möglich von ihm wegzulaufen, sich in eine Niederung oder in einen

Bombenrichter hinzulegen. Von den deutschen Flugzeugen wurde dort außer Bomben auch Phosphor geworfen, es sah aus wie Papierblätter, aber wenn sie auf trockenes Gras fielen, brannte das gleich, der Wind, der dort immer bläst, jagte es über die Steppe. Es gibt eine russische Bezeichnung für solche rollenden trockenen Grasbüschel in der Steppe, wenn sie brennen, ist es sehr gefährlich. Ich habe so schreckliche Bilder gesehen, die ich nicht beschreiben will und kann! Übrigens habe ich nie etwas über solche Phosphorblätter gelesen.

Nach vier bis fünf Tagen kamen wir ins mehr besiedelte Uralgebiet, eigentlich sollte unser Ziel die Stadt Rubzowsk im Altai sein, aber in Tscheljabinsk hieß es plötzlich: aussteigen. Das war wieder Grund zur Aufregung, denn ein Teil des Traktorenwerks mit den Arbeitern war ja schon in Rubzowsk? Also auch B.? Aber wir wurden in ein Clubgebäude gebracht, in einem großen Saal standen Holzpritschen, so mussten wir dort einige Tage warten, bis es klar wurde, dass der Zug mit den abmontierten Maschinen und unseren Männern noch hinter unserem war. Nach einer Woche fand mich doch B., er bekam Befehl nach Swerdlowsk in das riesengroße Industrierwerk „Uralmasch“. Dort bekamen wir Unterkunft in einem Teil eines Zimmers in der Wohnung einer dort lebenden Familie, hinter einem Vorhang.

Noch im Güterzug auf Heu kamen die Läuse, wir dachten, das ist vom Heu, aber man konnte sie nicht mehr loswerden, wenn auch nach dem Bad alles desinfiziert oder Neues angezogen wurde. Ich ließ mir die Haare abrasieren, aber diese Plage kam immer wieder in der Leibwäsche. Es war eine schreckliche Plage die ganzen Jahre des Krieges! Mein armes Kind war schon sehr schwach, um die kleinen Kinder besser zu ernähren, brachte man sie für eine Zeit in ein Krankenhaus, auch meine Alla hat sich dort in zwei Wochen etwas

erholt. Aber plötzlich bekam sie Diphtherie und am 4. Januar starb mein armes Kind. Ich kann mich an die ganze Zeit in Swerdlowsk nicht richtig erinnern, an keine Straßen in der Stadt, auch nicht an das Haus, wo wir doch fast drei Monate wohnten, also meist ich mit dem Kind, B. war wieder fast immer im Werk. Nur die Straße zum Friedhof steht mir noch vor den Augen. Ich denke, ich war damals ein ganz anderer Mensch (halb „nicht bei sich“ sagt man in Russisch). Gut, dass mir B. half, gleich eine Arbeit zu bekommen, das half mir etwas "aufzutauen"; es war ein Tag und ein Nachtdienst, wo man kontrollieren musste, dass schon am frühen Morgen in allen dafür bestimmten Geschäften Brot aus verschiedenen Brotfabriken ankam. Brot war das wichtigste Nahrungsmittel, es musste genau nach der Einwohnerzahl in den Bezirken der großen Stadt verteilt werden. Das war eine verantwortungsvolle Arbeit. Meist schlief ich an meinem Arbeitsplatz, am 2. Februar 1943 hörte ich im Radio von dem Ende der Stalingrader Schlacht, es war eine große Freude, ich telefonierte gleich überall hin. Und gleich der Gedanke: Zurück nach Stalingrad! Aber das war noch nicht erlaubt, zu viele Leichen, Minen usw. lagen dort noch überall. In dieser Zeit fing ich an zu rauchen. Zigaretten gab es nicht (Papirossi - eine Art mit langem Pappmundstück waren zu teuer), so drehte man aus Zeitungspapier mit Tabak eine, die den Spitznamen "Ziegenbein" bekam, so was rauchte ich lange, bis 52-53. Was da alles reinkam als Tabak! Für die Gesundheit natürlich schädlich.

Dann wurde bekannt gemacht, dass für die Landwirtschaft in den vom Feind befreiten Gebieten Fachleute, Buchhalter, Agronomen usw. gesucht wurden. Ich meldete mich gleich, bekam etwas Geld, Verpflegung für die Fahrt, und Anfang März kam ich in einer Gegend an, im Süden des europäischen Russlands, woraus gerade vor einer Woche die Front nach

Westen abgerückt war. Auf der deutschen Seite kämpften dort Italiener, die sich gern in die Gefangenschaft begaben, sogar später fast frei in den Dörfern rumliefen, Fotos ihrer "Mamis" zeigten und Hitler kapput" wiederholten. Um die Gegend wurde stark gekämpft, es gab kleine Städte mit keinem einzigen ganzen Haus, man sah weit und breit nur die Öfen mit Schornsteinen, ein unheimliches Bild! Die Gegend hatte sehr fruchtbaren Boden, war einst eine Kornkammer, wie auch die daneben gelegene Ukraina. Aber alles war verfallen und zerstört. In dem Ort, wohin ich geschickt wurde, 300 km von einer Eisenbahnstrecke, gab es kein Huhn mehr, kein Nutztier. Das Wichtigste für die Landwirtschaft war es, wieder eine MTS (Maschinen-Traktoren-Station) einzurichten, das war ein staatlicher Betrieb, der den Kolchosen Maschinen vermietete, selbst waren sie meist zu arm, solche zu kaufen. Aber die ehemalige MTS bestand aus zwei halb zerstörten Gebäuden, einem Direktor aus der Armee demobilisiert wegen Kontusion, zwei behinderten alten Männern - alles! Es war März, der Schnee taute. Von einem abgelegenen Feld konnte man mit Hilfe einiger Menschen aus dem Dorf (gesunde Männer gab es dort natürlich auch nicht) zwei kaputte Traktoren herbringen, versuchte, sie instand zu bringen, dann bekam man vom Staat noch einen neuen und Brennstoff, ein paar Pferde. So ging es langsam aufwärts. Aber die Front war noch ganz nah, oft kamen Armeeabteilungen vorbei, die ein schriftliches Mandat hatten, alles, was sie brauchen, requirieren. Der Direktor schrie: „Ihr sabotiert den Wiederaufbau der Wirtschaft!“, der Armeekommandeur: „Ihr sabotiert die Bedürfnisse der Front.“ Und sie nahmen sich Brennstoff und Ersatzteile, die sie brauchten. Für mich, Buchhalterin, eine "lustige" Arbeit. Die erste Zeit gab es kein Stück sauberes Papier, bis eines Tages eine Kiste mit gutem Papier gefunden wurde, aber mit dem Wappen des italieni-

schen Königs. (Ein Blatt davon habe ich lange aufgehoben als Andenken.) Das war der Anfang einer Buchführung! Ein Mädchen aus dem Dorf nahm ich gleich zu Hilfe und Lehre, denn ich wollte so schnell wie möglich nach Stalingrad, schrieb Briefe an die dortigen Behörden, aber ohne Adresse, die niemand wusste, trotzdem kamen sie an, man antwortete mir sogar, ich muss mindestens ein paar Monate warten.

Ich wohnte im nahegelegenen Dorf, bei einer Frau mit Tochter, bekam aus der Bäckerei 700 Gramm gutes Brot, für ein Teil dieses gab mir meine Hauswirtin warmes Essen. Dieses wurde aus einer Schüssel von allen Essenden gelöffelt, meist eine Kartoffelsuppe mit etwas in Öl gebratenen Zwiebeln, später auch mal mit einem Ei oder etwas Sahne, als es wieder im Dorf Hühner gab und sogar ein paar Kühe von irgendwo im Osten hierher gespendet. „Löffeln“ musste man streng der Reihe nach, was bei mir nicht klappte, so bekam ich bald meine eigene Schüssel. Man war gut zu mir, schon damals waren Stalingrader etwas wie Helden. Eine Zugabe zur Nahrung waren Sonnenblumenkörner, nie wieder habe ich so große weiße gesehen. Sie wurden jede freie Minute geknackt, sehr geschickt und schnell, alle hatten immer eine Menge in einer Tasche (die Okkupanten wussten sie ja nicht zu gebrauchen). Es gibt ein russisches Wort für „Kerne mit den Zähnen knacken“, das war schon immer und fast überall in Russland eine beliebte Beschäftigung. Ich war nicht so geschickt dabei, man lächelte über mich. Elektrisches Licht gab es in unserem Häuschen nicht, abends saß man mit einer Kerosinlampe um einen Tisch, auf dem ein Haufen der Körner lag, es wurde etwas erzählt, bis die Körner alle waren. Oft kamen einige Soldaten dazu, die dann ihr Nachtlager auf dem Fußboden einrichteten, unser Haus stand an der Landstraße, wo oft Mi-

litärabteilungen vorbeiführen. Manchmal hatte jemand eine Ziehharmonika oder Gitarre dabei, dann wurden alte und neue Lieder gesungen. Dann konnte ich endlich weinen, denn ich kann mich nicht erinnern, dass ich diese Zeit irgendwann früher geweint habe, war wie versteinert. Der Krieg war hier noch sehr nah, man hörte sogar immer mehr Explosionen, je mehr der Schnee wegtaute und es trocken wurde. Die explodierten zurückgelassenen Landminen, Granaten u.ä. waren sehr oft in den Händen der allgegenwärtigen Jungen. Viele Kinder kamen so ums Leben, viele sind dort verkrüppelt aufgewachsen.

Mitten im Sommer, als schon das Essen und mein ganzes Befinden besser waren, konnte ich plötzlich abends nichts sehen, auch bei hellem Licht der Lampe! Ich war schrecklich erschrocken, dachte, ich bin blind geworden, konnte nicht schlafen. Meine erfahrene alte Hauswirtin versuchte mich zu beruhigen, erst mal den Morgen abzuwarten. Und wirklich, in der Morgendämmerung konnte ich wieder normal sehen, aber abends wiederholte sich alles. Das war Avitaminose, in Russland nannte man es „Hühnerblindheit“, hier „Nachtblindheit“. Unser sehr energischer, obwohl kranker Direktor brachte mir rohe Leber, die ich halb roh essen musste, dann war bald alles vorbei. Dieser Sommer, der erste, den ich in einem Dorf lebte, war voll kleiner Erlebnisse, die mich von den schweren unlängst überlebten Zeiten ablenkten. So musste ich zum Beispiel lernen, mit einem Pferd umzugehen, ich hatte und habe jetzt auch Pferde gern, aber immer nur von weitem oder auf Bildern: Jetzt sollte ich allein in einem kleinem Wagen mit Pferd zu Kolchosen fahren für Rechenschaftsbericht, oft lange Wege über Wald und Schluchten! Das schaffte ich nicht, bis ich dafür ein Fahrrad bekam. Wenn auch unsere Wirtschaft noch so klein war, gab es viel Rechnungsführung, jede Woche musste ich per Feldradio an die Landwirtschafts-

leitung im Gebiet Bericht abgeben, dann auch schriftlich. Der Sowjetstaat war immer bemüht, alles zu wissen und zu kontrollieren. Immer wieder schrieb ich nach Stalingrad, wegen der Erlaubnis, zurückkehren zu dürfen, das musste über die Ämter der Landwirtschaftsleitung erfolgen, man wollte nicht, dass so viele wieder die Landwirtschaft verlassen. Aber Stalingrad war etwas besonderes, es gab schon die Losung "Das ganze Land wird Stalingrad wieder aufbauen."

So bekam ich Mitte August die Erlaubnis, die Buchhaltung meiner Schülerin zu überlassen und mich in Stalingrad zu melden. Meine gute Hauswirtin bedauerte mich: „Wohin fährst Du zum Hungern? Schau mal, wie groß die neuen Kartoffeln schon sind, für den Winter genug.“ Ja, es gab schon riesengroße Melonen, sogar Honig aus einer Imkerei in einem abgelegenen Wald, die ganze Ernte war gut. Aber ich wollte nach Stalin-grad! Warum? Weiß ich nicht, ich hatte doch dort weder Verwandte noch Freunde!

So schrieb ich mir eine Bescheinigung über meine Arbeit und der Direktor unterschrieb sie mit einem Stempel (das kleine Stück Papier habe ich jetzt noch), und ich stellte mich mit einem Bündel meiner Habseligkeiten an die Landstraße, um ein Auto zu stoppen, das mich zur nächsten Bahnstation bringen soll. Ich hatte Glück, denn ein Armeelastwagen mit drei Soldaten und einem Offizier nahm mich mit, und es stellte sich heraus, dass sie bis nördlich von Stalingrad fahren, um Fleisch zu besorgen. Die gar nicht so lange Fahrt dauerte drei Tage, die Soldaten waren froh, ein paar Tage nicht an der vorderen Linie zu sein. Wir übernachteten im Chopergebiet, bei echten Donkosaken, wo es guten selbstgebrannten Schnaps gab und eine schöne Natur, dichte Wälder, Flüsse und Seen mit vielen Fischen, ein Stück Land mit Milch und Honig, wo der Krieg fast keine Spuren hinterließ, die Okkupanten hatten Angst, hier einzudringen. Dann fuhr ich noch

eine Strecke mit der Bahn und kam am 29. August am ehemaligen Hauptbahnhof (den es nicht mehr gab, alles nur Trümmer) an. Genau eine Woche weniger als ein Jahr war ich nicht in der Stadt. Aber es war eine ganz andere Stadt, besser gesagt - keine mehr, nur Trümmer. Alle Behörden haben sich im südlichsten Ende, das nicht so stark zerstört war, eingerichtet, dorthin fährt eine Stadtbahn, damals selten, so hatte ich Zeit, mich etwas im Zentrum umzusehen. Es sah schrecklich aus, besonders auch ehemalige Grünanlagen. Ein nicht sehr großer, aber alter Stadtpark mit alten Bäumen noch aus der Zarizyn-Zeit konnte ich erst nicht finden, wusste genau, wo er war, sah aber an der Stelle keinen einzigen Baum, nur verkrüppelte Klötze.

Ich bekam eine Bestimmung in den Baubetrieb, wo damals 90% der Bevölkerung tätig war. Und als erstes wurden das Traktorenwerk und die Siedlung ringsum wieder aufgebaut, auch ich kam dahin, wo ich genau ein Jahr nicht war. Ja, gut gesagt „aufbauen“, aber erst mussten doch die Trümmer und die verkrümmten, in Knoten zusammengeschmolzenen Metallkonstruktionen weggeräumt werden, das gelang meist nur mit Sprengung, war gefährlich, denn es fiel dann auch in die enge Umgebung. Die ersten drei Wochen wohnte ich, wie alle, in einem großen Zelt in einem Zeltlager am Rande der Siedlung. Als es kalt wurde, richtete man im großen Gebäude der ehemaligen Werksverwaltung etwas zum Wohnen ein, aus Holz Pritschen in großen Räumen. Da gab's aber Läuse, der ewige Kampf gegen sie brachte fast nichts. So richtete ich mich lieber irgendwie auf meinem Arbeitsplatz ein, meist in einem Nebenraum einer Werksabteilung, wo man gerade eine Tür eingebaut hatte, oder später in einem Kellerraum mit kleinem Fenster. Oft übernachtete ich allein und wundere mich jetzt, dass ich keine Angst hatte. Es gab damals wenig Verbrechen, Unfug, wenn auch das Leben sehr schwer war,

das Essen schlecht, Kleidung nur sehr ärmliche. Auch während der Schlacht, als noch Bomben fielen, gab es keine Plünderungen, man achtete gar nicht auf herum liegende Güter, die einen ganz anderen Wert hatten, als das Leben und Nahrungsmittel. (Gerade jetzt, im April 2003, zeigt man, wie in Bagdad alles geraubt wird, was sie dort tragen können, sogar vor Krankenhäusern machen sie nicht halt!) Auch später, als ich in einem Heim in einem wieder aufgebauten Haus wohnte, übernachteten wir Mädchen gern im daneben gelegenen Garten, im Haus gab es Wanzen. Und nachts schliefen wir ruhig, sehr selten gab es Unfug, wenn auch nicht weit ein Heim für Männer war.

Ich lebte damals nur mit Arbeit, eine verantwortungsvolle, als Buchhalterin, später Planerin (solchen Beruf gab es) und Ökonom (Wirtschaftler?), immer im Bauwesen. Eines Tages holte mich der Krieg noch mal ein, in Form eines Metallsplitters, der im Werk von einem hohen Dach oder einem anderen hochgelegenen Ort mit Wucht runterfiel auf meinen Fuß, zum Glück etwas höher vom Knöchel, sodass nur ein tiefer Riss blieb. Aber er wollte lange nicht heilen, eiterte immer wieder, es gab ja kein Penizillin. Eine kleine Narbe habe ich noch. Nach und nach wurden auch Wohnhäuser, die nicht ganz zerstört waren, mit neuen Ziegeln geflickt, später auch neue gebaut, die Versorgung mit Wasser und Strom wurde regelmäßiger. Aber das Leben war viele Jahre noch schwer, die Nahrung schlecht. Trotzdem erinnere ich mich an das Tanzen in gesteppten Jacken und Hosen auf einem Platz, wo Radio neben Nachrichten auch Musik sendete. Große Sorgen machte ich mir um meine Schwester im Kinderheim, seit Kriegsanfang bekam ich keine Post von ihr. Vorher konnte und wollte ich sie nicht zu mir nehmen, hatte ja keine Wohnung, auch mit B. erst nur ein ganz kleines Zimmer. Dann hatte sie dort auf dem Land viel bessere Nahrung, das Heim hatte so-

gar eine kleine eigene Landwirtschaft. Das Wichtigste aber: sie war sehr begabt, hatte immer die besten Schulnoten. Und als Tochter eines Volksfeindes, wie ich, würde sie keine Hochschule besuchen können, wohl aber als Waise, im Heim aufgewachsene.

Erst 1945 habe ich erfahren, dass sobald die Front sich der Gegend näherte, sie nach Osten evakuieren wollten, hatten aber kein Fahrzeug. So machten sie sich zu Fuß auf, mit ganz wenig Kleidung, aber schon bald holten sie die deutschen Soldaten auf Motorrädern ein, sie mussten umkehren, aber die Gebäude des Heims waren von Deutschen besetzt, sodass sie sich in den naheliegenden Dörfern irgendwie einrichten mussten. Meine hübsche, ganz unserer Mutti ähnliche, ruhige, kluge Schwester Elfriede (Elfi, in Russland - Frieda) hatten alle gern, besonders eine Lehrerin, die keine Familie hatte, eine echte Donkosakin. Ich hatte einst ein Vorurteil gegen diese, die meist in der Zarenzeit gegen Demonstrationen und alle Rebellierenden mit Reiterpeitsche los ritten, sie waren eine von den Herrschenden begünstigte Kaste, haben die Revolution nur sehr schwer anerkannt (siehe den Roman „Stiller Don“ von Scholochow) . Aber diese Frau war die Güte selbst, tat alles Mögliche für meine Schwester, auch nachdem das Kinderheim nicht mehr existierte, sie wurden eine Familie. So konnte meine Schwester erst in einem größeren Ort die zehnte Klasse absolvieren und dann in der Stadt Rostow in die Universität eintreten. Erst 1946 haben wir uns gefunden, sie fuhr aber jede Ferien zu dieser Frau, die auch für mich später wie eine nahe Verwandte war.

An den 9. Mai 1945 erinnere ich mich ganz genau, ein Freudentag mit sehr viel Tränen, besonders bei Menschen, die ihre Lieben verloren haben. Oft hieß es „verschollen“, so blieb noch Hoffnung, dass sie zurückkommen. So bald änder-

te sich nichts, die nächsten Jahre wurden sogar schlechter. 1947 wurden die Lebensmittelkarten abgeschafft, nur Brot wurde eine Zeit noch verteilt, anderes konnte man selten ergattern, auch in Dörfern. Die Repressionen gegen „Volksfeinde“ gingen weiter, dazu kam, dass jeder Mensch, der eine Zeit unter deutscher Herrschaft lebte, oder Armeeeingehöriger, der in deutscher Gefangenschaft war, als verdächtig galt, „sich den Faschisten zu verkaufen“. Auch Zwangsarbeiter, die aus Deutschland zurückkehrten, kamen erst in ein Lager in Sibirien im hohen Norden.

1947 im Herbst wurde meine Mutter befreit, durfte aber in keiner größeren Stadt (Gebietszentrum) leben. So musste ich mich vorbereiten, mit ihr überzusiedeln, aber wohin? Bekomme ich Arbeit in einem kleineren Ort? Meine Mutti war sehr schwach und nervös geworden, ich konnte mit ihr nicht in einem Heim, wo ich wohnte, längere Zeit bleiben, war ganz verzweifelt. Auf meine Bitte bekam sie dann von der NKWD die Erlaubnis, einige Zeit in Stalingrad zu bleiben.

Plötzlich bekamen wir von Vati einen Brief, er wurde Anfang 1948 befreit, hat Arbeit in einer kleinen Stadt im Uralgebiet als Metallarbeiter gefunden. Mutti fuhr sofort zu ihm. Dort habe ich sie und auch meine Schwester von Rostow aus besucht, sie wohnten dort in einem kleinen Zimmer fast ohne Möbel, waren aber schon zufrieden. Erst später habe ich erfahren, dass Mutti auf fünf Jahre Lager verurteilt war, aber 1943, mitten im Krieg, ließ man niemanden frei, so verbrachte sie, wie Vati, auch zehn Jahre in Lagern. Dann, nach anderthalb Jahren, 1949, wurde Vati wieder verhaftet, der Vorwand war, er hätte über die schlechten Arbeitsverhältnisse geschimpft, ein Kollege denunzierte ihn. Das war aber nur ein Vorwand, in diesem Jahr gab es wieder viele Repressionen, plötzlich auch besonders gegen intelligente Juden, Ärzte, die man beschuldigte, sie hätten Patienten vergiftet. Nach

einem Monat Gefängnis kam das Urteil für meinen Vater: lebenslange Zwangssiedlung in Sibirien. Mit einem Bahnwagen hinter Gittern wurde er ins Krasnojarskgebiet gebracht, dann 300 km weiter nach Norden in eine Siedlung mitten in der Taiga. Er fing gleich an, ein Häuschen zu bauen, es war erlaubt, selbst Bäume zu fällen, man half einander, so gut wie es ging.

Mutti folgte ihm bald mit einer Gruppe Frauen. Dieses erst ganz kleine abgelegene Dorf war schon Anfang des Krieges viel größer geworden, denn dorthin schickte man viele der Wolgadeutschen, dann kamen solche wie mein Vater dazu, auch bekannte Künstler, Sänger, sodass es eine bunte Gesellschaft wurde. Viele, auch meine Eltern, konnten Geflügel und Ziegen halten, im nächsten Winter schickten sie mir per Post eine gefrorene Gans. im Sommer besuchte ich sie, es war eine abenteuerliche Reise. Bis Krasnojarsk in Ostsibirien mit der Transsib-Bahn, damals sechs Tage. Aber weiter nach Norden gab es keinen geregelten Verkehr, man musste am Rande einer Landstraße darum bitten, eine Strecke von Lastwagen mitgenommen zu werden. Die wilde unberührte Natur, die riesigen Flüsse Jenissei, Angara mit ungeheuer starken Strömen machten auf mich einen starken Eindruck. Nur die ewigen, von Schnee bis Schnee, Insekten machten das Leben dort schwer, besonders ganz kleine, die sogar in die Schutznetze eindringen, denn die Erde und Luft trocknet nie aus, der Sommer ist zu kurz, wenn auch die Sonne so intensiv ist, dass alles Grüne riesengroß wird. Gut, dass die Siedlung, wo meine Eltern wohnten, so groß geworden war, dass die Taiga etwas zurückgewichen war, es gab sogar hölzerne Trottoire, meist alles von den fleißigen Bewohnern selbst gemacht. Auch ein Club, wo Konzerte gegeben wurden, Theater gespielt mit den besten ehemals aus Moskau kommenden Akteuren, das habe ich gehört.

Inzwischen kam meine kluge Schwester mit anderen besten Studenten nach Moskau, wurde Studentin der neugegründeten Mathematikfakultät. Das war großes Glück, die Moskauer Uni war immer etwas Besonderes in vielerlei Hinsicht. Es gab dort viele ältere Studenten, die erst nach Kriegsende weiter studieren konnten, sie waren selbstbewusst und die ganze Atmosphäre war progressiv. Da auch ich Karriere machte, war ich oft auf Dienstreise in Moskau, wohnte mit Elfi im Studentenheim zusammen ein paar Tage in einem Zimmer mit noch drei Mädchen, ich war ja auch kurz über 30, sah auch immer jünger aus. Das Heim war groß, hatte alle notwendigen Einrichtungen, aber alles war alt, denn es wurde der riesengroße Komplex der neuen Uni-Gebäude gebaut. Es gab im Heim einen Saal als Club, wo man die berühmtesten Sänger u.ä. holen konnte, gratis. Um den Beifall der Studenten der Moskauer Uni waren alle bemüht, er war oft maßgebend für ganz Moskau und weiter.

Als eine gute Studentin bekam meine Elfi ein erhöhtes Stipendium, sie war richtig schön mit großen schwarzen Augen, langen schwarzen Wimpern und Haaren, sehr unserer Mutti ähnlich (anders als ich, die immer Vati ähnlich war). Sie hat sich besonders mit einem Studenten ihrer Gruppe befreundet, ein Strohlblonder mit blauen Augen, auch ein sehr guter Student, auch aus Rostow. Eine Regel lautete: nur wer nicht weniger als sechs Monate verheiratet ist, galt als eine Familie, sodass beide nach der Verteidigung der Diplomarbeit einen Arbeitsplatz in derselben Stadt bekamen (sogenannte „freie“ Diplome gab es nicht). So unterschrieben sie im Standesamt die Ehe, feierten eine lustige Studentenheirat mit sehr vielen Gästen (ich war von den Verwandten die einzige), die nicht nur Geschenke für das Paar mitbrachten, sondern auch etwas gleich auf den Tisch. Wohnten, aber weiter in verschiedenen Zimmern im Heim. Die besten Studenten wurden

gleich nach dem Diplom Aspiranten, die sich nach zwei bis drei Jahren in der Uni oder in einem wissenschaftlichen Institut für eine Kandidatenarbeit vorbereiten konnten. (Der akademische Grad „Kandidat der Wissenschaften“ ist in Russland eine Vorstufe zum Doktor der Wissenschaften.)

Die Aspiranten bekamen von der Uni ein erhöhtes Stipendium, aber doch zu wenig für eine Familie, sodass Verheiratete es lieber vorzogen, einen guten Arbeitsplatz zu bekommen und sich gleichzeitig als Kandidat dort vorzubereiten. Die besten Studenten konnten sich einen Arbeitsplatz auswählen (aus den angebotenen), die meisten bleiben in der Nähe von Moskau, aber meine Elfi und ihr Wolodja (Wladimir) wählten ein neugegründetes Institut, deren Direktor ein ihnen bekannter Aspirant wurde. So kamen sie nach Novosibirsk, arbeiteten zusammen ihr ganzes Leben in diesem Institut in demselben Labor, wurden beide Kandidaten in demselben Fach. Sie bekamen in Novosibirsk erst ein Zimmer, dann 1954 kam Sascha (Alexander), ein sehr Hübscher, zur Welt, nachher bekamen sie eine gute Wohnung. 1957 kam Mischa (Michail), der sehr einem Mädchen ähnlich war.

Sie schafften sich Autos an, erst ganz einfache, dann bessere, machten viele Reisen, in Gruppen sogar bis in den Fernen Osten, zum Stillen Ozean. Ich war oft bei Ihnen zu Besuch, mit dem Flugzeug waren das unter fünf Stunden und gar nicht teuer, ungefähr 20% meines Gehaltes, später 30% der Monatsrente.

Nur die Jahre bis Stalins Tod 1953 hatte ich eine schwere moralische Aufgabe: ich musste meine Eltern überzeugen, dass sie keinen direkten Briefwechsel mit meiner Schwester haben dürfen, denn das würde für sie als Studentin der Moskauer Uni und noch in der Physikfakultät schwere Folgen haben. Aber fast gleich nach dem Tod des Diktators änderte sich alles. Ich wundere mich bis jetzt, wie viel in der Ge-

schichte der Menschheit von einem Menschen abhängig ist (was der Marxismus verneinte, Lenin aber korrigierte, wenigstens teilweise). Im Herbst 1953 kamen meine Eltern zu mir, ich konnte eine Wohnung bekommen, da ich in der Bauleitung arbeitete (die Wohnungen waren in Stalingrad noch sehr knapp). Aber die offizielle Rehabilitation kam erst 1956, es war ja auch nur ein kleines Stück Papier (das ich jetzt noch aufbewahre), weiter nichts, keinen Pfennig!

Viel später, unter Gorbatschow, in den achtziger Jahren, als viele ehemalige „Volksfeinde“, auch meine Eltern, nicht mehr lebten, bekamen ihre Kinder oder die noch lebenden, auch ich, etwas Geld, etwa zwei bis drei Monatslöhne. In dieser Zeit konnte ich auch nach einem Antrag die Dokumente, Protokolle der Verhöre u.a. meines Vaters lesen, unter strenger Aufsicht und sogar nach Zustimmung eines Arztes (da viele, die solches lasen, in Ohnmacht fielen oder einen Herzanfall bekamen). Ich konnte mich noch mal von der völligen Unschuld meines Vaters überzeugen, wie fast bei jedem Verhör etwas anderes gesucht wurde, was man ihm anhängen konnte. Mutti wurde verurteilt nur als seine Frau. Es waren ja auch nur die "Trojka", kein richtiges Gerichtsurteil.

In Stalingrad arbeitete Vati noch einige Jahre als Metallarbeiter, war aber oft krank, dann wurde er Rentner (in der Sowjetunion: Männer mit 60, Frauen mit 55, auch jetzt noch). Die Rente war klein, aber er fühlte sich gesundheitlich viel besser. Mutti machte Handarbeiten, die sie gut verkaufen konnte. Auch mein Gehalt dazu erlaubte es uns, gut zu leben, auf dem Markt konnte man bei Bauern gute Milchprodukte, Obst, Gemüse u.a. kaufen, nur Fleisch wurde immer knapper, besonders Wurstwaren. Für diese fuhren viele nach Moskau, mit der Bahn achtzehn Stunden, und auch dort konnte man

nicht einmal viel kaufen, und auch nur von immer schlechter werdender Qualität.

Vati war zu Besuch in Novosibirsk, konnte seine Enkel kennen lernen, Elfi mit Familie war bei uns zu Besuch, es war eng in der Wohnung, aber lustig. Ich machte viele Dienstreisen und auch Urlaub, war im Baltikum, Karpaten und immer wieder am Schwarzen Meer, kenne das Ufer vom Donaudelta, über Krim, Sotschi, Georgien bis nach Batumi an der türkischen Grenze, die Reisen, Bahnfahrten waren sehr preiswert. Das waren schöne Jahre. Etwas später konnte man sich auch Flüge leisten, von Wolgograd nach Novosibirsk in vier bis fünf Stunden, da besuchten wir meine Verwandten oft dort. Novosibirsk ist keine schöne Stadt, ist sehr groß und bunt, da während der Kriegsjahre dorthin viele Werke, Fabriken, Theater usw. aus dem Westen Russlands evakuiert wurden. Nur die neugegründete "Wissenschaftsstadt" in der Umgebung (18 km) ist ganz anders. Da lebten nur Mitarbeiter wissenschaftlicher Institute und der Uni mit Studenten. Diese Uni (die drittgrößte und beste in Russland) absolvierten auch meine beiden Neffen (einer Mathematik, der andere Physik). Sie wohnten im Studentenwohnheim, kamen nur am Wochenende nach Hause. Auch die Familie meiner Schwester machte Urlaub in Sibirien, erst mit Fahr-, dann mit Motorrädern, dann mit Autos, die sie für immer bessere wechseln konnten. Auch ich war einige Male dabei, vielleicht lohnt es sich etwas darüber für Deutsche zu schreiben.

Aber erst noch etwas anderes Tragisches. Ich wusste gar nicht, dass Vati mit der Veteranenkommission der Partei in der DDR Briefe wechselte. 1965 bekam er eine Einladung und war Wochen zu Gast in Berlin, hat sich sogar mit alten Genossen getroffen, kam mit vielen Geschenken zurück (ein

Ehemaliger, dem er 1933 mit Geld geholfen hatte, wegzukommen, hat ihm das Geld zurückgegeben).

Er war sehr begeistert von allem in der DDR, wo es damals noch gut war (anders als in den achtziger Jahren und wenig von der Stasi zu hören war, wenn auch die Mauer schon stand). So bemühte er sich, dass er nächstes Jahr mit mir noch mal die DDR besuchen konnte, wollte mir das Leben dort zeigen, damit ich der Übersiedlung zustimme. So kamen wir zu zweit im Oktober 1966 nach Berlin, man gab uns ein Auto mit Fahrer und wir machten eine Reise durch die DDR, dann sollten wir ein paar Tage in Oberhof in eine Pension einziehen. Am 16. Oktober war sehr schlechtes nebliges Wetter, trotzdem wollte eine Gruppe spazieren gehen, Vati fühlte sich nicht gut, wollte nicht mitgehen, auch ich wollte bei ihm bleiben, er sagte: "Geh doch, die Genossen warten auf dich." Das waren seine letzten Worte. Als ich nach zwei Stunden zurückkam, lag er am Boden, ich dachte erst, er sucht etwas, dann erst merkte ich - er war tot. Nach einer halben Stunde kam ein Arzt, bestätigte das. Der nächste Morgen war sonnig und klar. Wenn das Wetter so von schlecht zu gut umschlägt, wenn der hohe Luftdruck kommt, fühle ich mich auch fast immer schlecht.

In Berlin musste ich vierzehn Tage auf die Kremation warten, in demselben Karl-Liebknecht-Haus und den zwei Zimmern, wo wir vor der Reise wohnten. Jeden Tag konnte ich mit Mutti telefonieren, sie auf die schwere Nachricht vorbereiten. Der Gedanke, was aus ihr wird, wenn auch ich nicht mehr da wäre, hielt mich am Leben. Mit meiner Schwester, die ja ganz ohne sie aufgewachsen ist, war sie befremdet. Ich bekam einen Begleiter, mit dem ich mit der Urne nach Hause kam und die Urne im Wolgograder Friedhof begraben konnte.

Die nächsten Jahre waren schwere in vieler Hinsicht für mich. Mutti wurde viel launischer, sie war schon fast immer kränklich und schwach, jetzt ging sie nie spazieren, hatte auch keine guten Bekannten. Sie war meist mit ihren Krankheiten beschäftigt, die Ärzte konnte man nach Hause bestellen. Und immer wieder fragte sie mich, wie Vati gestorben ist, immer musste ich es wiederholen. Natürlich tat mir meine Mutti leid. Aber andererseits war ich froh, immer länger in meinem Arbeitsbüro zu sein. Ich wurde mit neuen Aufgaben und höherem Lohn befördert, das war auch für die kommende Rente wichtig (für Frauen mit 55 Jahren). Es war die Zeit der ersten großen Wirtschaftsreformen. Ich war als Ökonomin im Bauwesen beschäftigt, die eine Dependance des Bauministeriums in Moskau war für Industriebauten im unteren südlichen Teil der Wolga und dem Kaukasus, hatte sehr verantwortliche Arbeit (wie ich damals dachte, aber jetzt?). Machte viele Dienstreisen: Moskau, Leningrad, Riga und viele mehr.

Meine Mutti starb mit 81 Jahren, nach drei Tagen Schlaganfall im Februar 1976. Inzwischen korrespondierte ich mit Genossen aus der DDR, bekam auch Einladungen, wollte aber nicht. Erst 1977 war ich doch in Rostock, Wismar, Warnemünde, machte zusammen mit einem Ehepaar im Auto eine Reise durch den Norden der DDR. Dieses Ehepaar, ein russischer jüdischer Wissenschaftler, der in den zwanziger Jahren in Deutschland studiert hat und eine deutsche Frau geheiratet hat, mit der er in Moskau lebte, war während des Krieges an verschiedensten Fronten, wo sie sich per Radio an die deutschen Soldaten wendeten. Später haben sie es geschafft, das ganze Werk, ungefähr zwanzig Bände eines sehr geschätzten russischen Schriftstellers und Dichters Simonon ins Deutsche zu übersetzen (er war der beste Korrespondent

im Krieg, immer an der Front, sein bekanntestes Gedicht „Warte auf mich“ wurde ein "Volkslied").

Von dieser Zeit an war ich ganz Rentnerin, war oft in Moskau, wo ich viele prominente Freunde hatte, viele berühmte Künstler als gute Bekannte, Kinder oder Enkel von Älteren noch aus der vorrevolutionären Zeit. Das war die Zeit Brezhnevs' Diktatur, der sich ziemlich schnell in einen kranken unfähigen Menschen verwandelte, so viele Witze wurden über ihn laut gemacht. Auch war ich dann öfter in Novosibirsk, auch Vati, als er noch lebte, holte die Jungen meiner Schwester nach Wolgograd für ein paar Monate im Sommer. Ich bekam 120 Rub Monatsrente, für 40 Rub, also 34%, kam man nach vier bis fünf Stunden in Novosibirsk an, das konnte man sich oft leisten. (Nach der Wende, im Jahre 1992, musste man schon drei Monatsrenten für einen solchen Flug bezahlen.)

Der Mann meiner Schwester war ein sehr ehrlicher, guter Wissenschaftler, leitete das Labor, wo sie zusammen sehr verantwortliche physische Forschungen machten, oft mit gutem Erfolg. Sie wurden beide „Kandidaten der Wissenschaft“ (eine Vorstufe zum Doktor) und waren so hingerissen von ihrer Arbeit, dass sie immer erst spät abends nach Hause kamen, wo schon Alexander-Sascha, geboren 1954, und Michail (Mischa 1957) auf sie warteten. Als sie noch ganz klein waren, kam die Frau zur Hilfe, die meine Schwester einst aus dem Kinderheim zu sich nahm, eine echte und sehr gute Kosakin. Später wurden die Jungens früh selbstständig, sind sich einerseits in vielen Dingen ähnlich, auch bis jetzt, aber andererseits auch nicht, Mischa ist seiner Mutter ähnlich, Sascha mehr dem Vater, Wladimir (Wolodja) Tunonob. Dieser kam ohne meine Schwester nicht aus, sie musste immer überall mit ihm sein, auf Dienstreisen und im Labor bis spät abends, sonst kam es zu „Problemen“. Ich war empört über dieses

Leben, wo sie sich auch nicht gut ernähren konnten, immer erst spät abends viel essen. Aber es war unmöglich, etwas zu ändern. Jetzt erst (im Februar 2005) ist der Mann meiner Schwester plötzlich gestorben. Er war sein ganzes Leben krank, seine Mutter ist an Tuberkulose gestorben.

Mischa und Sascha absolvierten die novosibirskische Uni, der erste als Mathematiker, der zweite als Physiker. Die Uni befindet sich in einem abgelegenen Teil der Stadt (das „wissenschaftliche Städtchen“), sodass beide in einem Studentenheim wohnten, nur am Wochenende nach Hause kamen. Später konnten beide gute Arbeit in Novosibirsk finden. Sascha heiratete schon als Student eine Studentin, 1977 kam ihre Nata-scha zur Welt. Wohin mit ihr? Zu Tante Lotte! Die Mutter Irina brachte sie mir, als sie zehn Monate alt war. Es war schon eine schwere Zeit, man konnte kaum Milch und ähnliche Dinge kaufen. Und das Kind war krank, hatte Allergie auf alles aus Weizen, davon bekam sie Hautausschläge, die sie ständig kratzte, schlief schlecht und war schwach. Das alles wusste ich erst nicht, die erste Zeit war sehr schwer, ich war ja ganz allein (bei meiner Olga (Ljela) hatte gerade die Tochter ihre erste schwere Geburt).

Ich ließ das Kind nie bei jemandem, war überall mit ihr. Dann wurde es ziemlich schnell gesund, lustig, vielleicht war das die Hilfe der südlichen Sonne oder etwas anderes, aber wir lebten gut und lustig ein halbes Jahr, bis im späten Herbst Sascha uns, auch mich, abholte nach Novosibirsk, wo ich sie noch einige Zeit behütete. Jetzt ist sie eine der schönsten Frauen, die ich kenne, das sagen alle, die ihr Foto sehen. Sehr schlank, mit riesengroßen schwarzen Augen, wie bei meiner Mutter, ihrer Urgroßmutter. Hat zwei Hochschulausbildungen, drei Kinder und macht sehr viel bei der Firma ihrer Mutter, sie sieht zart aus, ist aber kräftig. 1979 kam bei Sascha

und Irina ein Junge zur Welt; bei dem ich auch eine Zeit in Novosibirsk das Kindermädchen war.

Oft machte ich auch früher, als ich noch arbeitete, meinen Urlaub zusammen mit meiner Schwester, ihrer Familie und Freunden in Sibirien. Einmal auf dem Fluss Ob, der durch Novosibirsk nach Norden fließt. Haben einen einfachen Kahn gemietet, mit dem wir fünf Tage den Fluss runterfahren, oft mit Hilfe starker Strömung, so mächtig sind die sibirischen Flüsse schon fast am Anfang. Etwas später konnten die Meinen (wie ich Sie immer nenne) ein Auto kaufen, erst ein ganz billiges, das sie jede drei bis vier Jahre für ein besseres wechseln konnten. In Sibirien, mit seinen riesigen Entfernungen und wenigen Bahn- und Busverbindungen, war ein Auto die einzige Möglichkeit, einen Urlaub in der Natur zu verbringen.

Ein Höhepunkt in meinem Leben war 1971 eine Fahrt von Novosibirsk zum Altai und dort eine Wanderung zu einem Bergsee. Das nicht sehr hohe Altaigebirge (ca. 2000 m) im Süden Sibiriens bis an die Mongoleigrenze ist ein wunderschönes Gebiet mit dichten Wäldern aus einer Edeltanne (sibirische Zypresse). Sie hat lange, geschmeidige und dichte Nadeln, sodass man auch bei ziemlich starkem Regen unter den alten Bäumen trocken bleibt, und große Zapfen mit sehr wertvollen Nüssen mit viel Öl. Die werden in ganz Russland sehr geschätzt, es gibt sogar ein Verb für Zapfen abschlagen mit großen Stöcken, an deren Ende eine große "Beule" aus Holz sitzt, dazu muss man stark und geschickt sein. Und noch etwas sehr Wichtiges: es gibt im Altai diese kleinen Insekten nicht, auch keine Mücken und Fliegen, die eine Qual in ganz Sibirien sind. An diese Wanderung drei Tage nach oben, nicht sehr steil, aber nur an einem schmalen Pfad und oben am See erinnere ich mich so genau, dass ich noch jetzt alles

genau beschreiben könnte. Vielleicht ist es doch kurz interessant für die deutschen Leser?

Wir waren eine Gruppe, zwei Autos und ein Motorrad, acht Menschen. Ich wollte erst in einem Dorf, wo die Autos gelassen wurden, auch bleiben, hatte Angst vor dem Aufstieg mit Lasten. Aber dann fand Wolodja (ein guter Organisator) einen Altaier (ein mongolisches Volk) mit Pferd, der bereit war, uns zu begleiten, sodass unsere Zelte und Nahrungsmittel ein Pferd trug. Da ging ich mit. Die Gegend war völlig unberührte Natur, haben keinen Menschen getroffen, nur einmal war an einem Baum ein Zettel, wo ein lustiger Satz stand: „Scheut die Mühe nicht, es lohnt sich nach oben, der See.“ Also waren wir nicht die ersten, der See war berühmt, aber es gab damals keinen organisierten Tourismus. (Als ich 2000 in Novosibirsk war, schenkte mir Mischa eine große Schachtel Pralinen mit einem Bild dieses Sees, so ist er mit Massentourismus in 30 Jahren berühmt geworden.)

Nachdem wir schon zweimal übernachtet hatten, wollte unser Begleiter mit dem Pferd nicht weiter, er wollte zurück. Wir hatten noch einen schweren Aufstieg vor. Einen Teil unserer Nahrung für den Rückweg vergruben unsere Männer, versteckten es unter Steinen. Am nächsten Abend erreichten wir den See. Er lag plötzlich als großer dunkelblauer Edelstein mit einem weißen Gletscher an einer Seite unter uns. Wir bauten unsere Zelte auf und lebten drei Tage mit dem Gefühl, in der ganzen Welt alleine zu sein. Besonders wenn unsere Männer kleine Spaziergänge machten, waren wir zwei Frauen, meine Schwester und ich, mit ihrem deutschen Schäferhund allein. Ich habe vergessen, den sehr klugen Hund zu erwähnen, der immer viele Jahre überall dabei war. Der Weg zurück nach unten, zwei Tage, war auch nicht viel leichter. Im Dorf, wo unsere Autos waren, habe ich damals den besten

Honig gekauft, den ich überhaupt je gesehen habe, mit einem Duft, der sich weit verbreitete.

Meist verbrachte ich doch meinen Urlaub zusammen mit meiner Ljela am Schwarzen Meer, seine Küste kenne ich vom Delta der Donau bei Rumänien bis Batumi an der türkischen Grenze. Die Bahnfahrten 25 bis 30 Stunden in einer höheren Klasse, wo man in einer geschlossenen Abteilung zu viert gut schlafen kann mit weißer Bettwäsche waren nicht teuer. In Bahnhöfen am Meer warteten Frauen auf die Züge, Bewohnerinnen des Ortes, die ein Zimmer für eine Nacht anboten, für jetzt unglaubliche 1Rub je Nacht. Hotels gab es nur sehr wenige und teure, die waren für Ausländer und ganz hohe Beamte. Es gab Sanatorien mit Pflege und ärztlicher Betreuung und Anwendungen, die man aber nur über Gewerkschaften als Prämie bekam, oder so genannte „geschos-sene“, die besten für Parteiführer oder hohes Militär. Urlaub bekam ich einmal im Jahr 24 Tage. Als wir Rentner wurden, machten wir (Ljela und ich) oft zweimal im Jahr Urlaub, im Frühling und im Herbst. Die ersten Tage saß man am Strand, dann machte man Ausflüge, es gibt außer der wunderschönen Natur, den botanischen Gärten und ähnlichem auch viele Sehenswürdigkeiten, besonders in der Krim und in Georgien, das ich sehr liebe. Wir wohnten in Suchumi viele Jahre bei einer Familie in einer reichen Villa, er ein Professor, sie eine Botanikerin. Wir haben sie zufällig kennen gelernt, sie hatten es gar nicht nötig, ein Zimmer zu vermieten, aber hatten an uns Gefallen gefunden. (Das erste Mal war ich mit Mischa dort, dann immer mit Olga.) Das Schicksal von Georgien interessiert mich auch jetzt. Die Georgier als Volk bestehen aus sehr vielen sehr verschiedenen Stämmen, meist kriegerische, stolze, die Abchasier und Adjahrer sind Muslime, alle anderen sind Christen. Auch in Tbilissi (Tiflis) hatte ich gute Freunde, die gut gebildet waren, sprachen perfekt russisch,

manche kannten noch Majakowski persönlich. Die Stadt ist sehr schön, besonders behütet man alles Alte, sogar die türkischen Bäder, die einst schon Puschkin besucht und beschrieben hat.

Aber langsam geriet die Wirtschaft ins Verfall, besonders die Landwirtschaft, die Kolchosen (kollektive Wirtschaften). Ich denke, dass alles Schlimme in Russland vom Saufen kommt. Das war schon so vor vielen Jahrhunderten, besonders in den abgelegenen Dörfern, oder in Sibirien. Meist wurde Selbstgebrautes getrunken, es wurde immer mehr geklaut, immer weniger Lebensmittel konnte man kaufen. Breschnew war nur noch eine Puppe, seine Umgebung machte, was sie wollte, in verschiedenen Richtungen. Bis 1985 Gorbatschow Generalsekretär wurde. Endlich ein jüngerer Mann, der etwas sagen konnte, ohne es zu lesen. Man hatte große Hoffnung, aber so schnell konnte ja niemand in diesem riesengroßen Land etwas ändern, auch bei Gorbatschow ging es weiter abwärts, er machte auch weiter Schulden im Ausland. Er versuchte auch, gegen das Saufen anzukämpfen, aber zu schroff, sodass es nur die Unzufriedenheit hervorrief. Es wurden sogar Abschnitte eingeführt (wie im Krieg) für einige Lebensmittel, nur in Moskau konnte man z.B. Wurst etwas mehr kaufen, was wieder Unzufriedenheit hervorrief. Dass Gorbatschow im Ausland, in Deutschland, so beliebt war mit seiner Außenpolitik, wusste man wenig, in der Sowjetunion war man sehr enttäuscht, er hat auch viele Fehler gemacht.

Dann kam 1991 der Putsch. Gorbatschow, der seinen Urlaub mit seiner Familie in der Krim verbrachte, sperrten sie in seiner Sommerresidenz ein, schalteten alle Verbindungen ab, auf dem Meer patrouillierten sogar Kriegsschiffe. Eine Gruppe Männer, darunter ehemalige Minister, wurden im TV bei einer geschlossenen Sitzung gezeigt, aus ihrer Ansprache konnte man nur verstehen, dass sie Gorbatschow absetzen

und selbst an die Macht kommen wollten! Sie sahen sehr nervös und unentschlossen aus, besonders einer mit zitternden Händen. Gorbatschow konnte sich doch per privatem Sender melden, dass er lebe und keine neue Macht anerkennt. Dann handelte Elzin, der schon in seinem Heimatgebiet, dem Ural, beliebt war, schnell und entschlossen. Ein Flugzeug aus Moskau mit einer kleinen Gruppe klaten nachts Gorbatschow, seine Frau und Tochter raus. Im TV wurde gezeigt, wie sie in Moskau aus dem Flugzeug ausstiegen, halb angezogen, die Frau in eine Decke gewickelt. Elzin war also der Erlöser, der Held. Er hatte schon früher als Deputat des Obersten Sowjet seinen Protest gegen die Politik der Partei laut bekannt gegeben, war beliebt. Mit der Autorität von Gorbatschow war es vorbei. Und die ganze wirtschaftliche und politische Lage der SU war so, dass es in der Luft lag, es muss etwas geschehen. Schon früher wollte jedes Gebiet, jeder Ort mehr selbstständig sein, sich nicht alles von dem weit abgelegenen Moskau diktieren lassen. So kam es, dass sich 1992 die Präsidenten Russlands (Elzin), der Ukraine und Weißrussland in einer abgelegenen Gegend versammelten und die Auflösung der Sowjetunion unterschrieben, gleich erklärten sich auch alle fünfzehn ehemaligen Sowjetrepubliken zu selbstständigen Staaten. Das war ein großer Schock! Viele beschuldigten Elzin, man verstand nicht, dass ein so leichter Zerfall nun zeigte, wie „reif“ die SU für den Zerfall war. Das war die große Wende (Perestroika, wörtlich "Umbau").

Alle diese wichtigen Ereignisse aber waren für mich irgendwie im Hintergrund, denn im November 1991 erfuhr ich, dass meine Schwester schwer krank ist, man sagte mir gleich - schwerer Krebs. Ich will und kann darüber nicht schreiben. Vielleicht nur, dass sie am 14. März 1992 starb. Es war der schwerste Schlag in meinem unglücklichen Leben, nie dachte

ich, dass ich sie überleben würde. Sie war ein sehr begabter und sehr guter Mensch, für sie waren alle Menschen gut, ich kannte auch niemanden, der über sie ein schlechtes Wort sagte, alle hatten sie gern. Sie hatte immer, in der Schule, in der Uni, die besten Noten, auch das "rote Diplom" der Moskauer Uni. Und war hübsch, sehr Mutti ähnlich mit großen schwarzen Augen und dichtem schwarzen Haar. Als ich nach fast vier Monaten aus Novosibirsk nach Wolgograd zurückkam, sagte man mir, ich sei schwer als ich zu erkennen.

Als ich mich dann der Gegenwart, dem Leben, wieder zuwandte, kam mir der Gedanke, nach Deutschland zurück zu übersiedeln. Auch wurde 1992 alles schlagartig drei bis zehn Mal teurer, der Rubel wurde 1000 Rubel, alles war unsicher und chaotisch. Und Deutschland war jetzt ein Land und Berlin auch! Aber wie? Ich hatte doch kein einziges Stück Papier mit dem Beweis, in Berlin geboren zu sein, in meinem Kriegspass habe ich einen anderen Geburtsort (Weißrussland) angegeben. Da stand ja, (dass ich Jüdin bin, aber den Beweis, eine jüdische Mutter zu haben, hatte ich auch nicht und wusste gar nicht, dass Deutschland jetzt Juden aufnahm. Der Geburtsname meiner Mutter, Izkowitsch, konnte ein jüdischer, aber auch ein polnischer sein. Und immer wieder kam mir der Zweifel: soll ich nach Deutschland? Will ich überhaupt? Ich fühlte mich wie ein Kaninchen vor einer Schlange, man sagte, diese kann ein Kaninchen so hypnotisieren, dass es gegen seinen Willen in ihren Rachen kriecht. Und wer wird meinen Erinnerungen in deutschen Behörden glauben? Doch fuhr ich nach Moskau und gab dort meine ganz ausführlich geschriebene Biographie ab. Dann bekam ich, wie viele ehemalige Berliner, die einst emigrierten, ganz unerwartet eine Einladung von Diepgen für einen zehntägigen Besuch in Berlin, sah also die vereinigte Stadt wieder. 1994 war ich auch fünf Tage in Berlin, als Dolmetscherin mit dem Direktor und einer

Mitarbeiterin des Panorama-Museums "Stalingrader Schlacht", dem ich oft etwas helfen konnte mit meinen Deutschkenntnissen. Aber auf beiden Reisen hatte ich keine freie Zeit für mich, es waren enge Programme.

Apropos: Ich erinnere mich an eine Ansprache von Diepgen, er war ein guter Redner, wir alle, ehemalige jüdische Berliner aus der ganzen Welt (ich war die einzige aus Russland) waren zu Tränen gerührt. Er war mir auch später sehr sympathisch. Inzwischen war in diesen Jahren in Russland „der Teufel los“. Ein Chaos wie noch nie, man wusste nicht, was morgen kommt. Irgendwie ähnlich wie in Deutschland 1932, wo Hitler billiges Bier versprach - Schirinowski billigen Wodka. Dieser war ein Jude, verheimlichte es aber (sein berühmter Satz: „Meine Mutter ist Ukrainerin und mein Vater Jurist.“), wurde Antisemit. Eigentlich ist er kein dummer Mensch, spielte aber damals einen radikalen Rebellen mit verrückten Lösungen, machte Schlägereien, Skandale im obersten Rat (Parlament). Gründete eine Partei und hatte bei Vielen Erfolg bei den Wahlen. (Auch bis jetzt, aber er hat seine Taktik geändert, ist ruhiger geworden.)

Im Kaukasus nahmen 100 Tschetschenen ein Krankenhaus mit 500 Menschen gefangen, machten andere Anschläge, es gab Tote und viele Verletzte. Bis 1995 gab es eigentlich zwei „Mächte“ - Elzin mit seiner Umgebung und der noch sowjetische Oberste Rat, den Elzin auflösen wollte. Dieser wollte sich aber nicht auflösen, das „Weiße Haus“ (sein Sitzungsbäude) nicht verlassen. So kam es zu Kämpfen, das Militär war auch in zwei Gruppen gespalten. Das „Weiße Haus“ wurde beschossen, es gab Panzer auf den Straßen Moskaus, zwei Tote! Das alles dauerte einige Tage, bis der Oberste Rat doch gefangen genommen wurde.

Alle diese Ereignisse in Moskau bekamen aber im ganzen großen Land wenig Echo. Doch wollte man eine „feste Hand“, die Bilder - Elzin auf einem Panzer - sprechen für ein „neues Russland“, machten Eindruck, er war damals ein energischer und gut aussehender, ganz anders wie später.

Alles das ließ mich öfter denken, dieses verrückte Land zu verlassen. Ich wollte mir aber das Leben in Deutschland doch näher ansehen. So bat ich um eine Einladung des Vereins der Patenstadt Wolgograds - Köln, wo ich Bekannte hatte. Das Visum bekam ich schnell, konnte mich auch einige Tage in Berlin aufhalten, wohnte bei einer Bekannten in Lichtenberg. Da erinnerte ich mich, dass ich in Lichtenberg geboren war, dort wohnten kurze Zeit meine Eltern, die gleich nach meiner Geburt nach Prenzlauer Berg umzogen. Mir kam die Idee, zu versuchen, meine Geburtsurkunde zu finden. Ich fand das Standesamt Lichtenberg, füllte einen kleinen Fragebogen aus, bezahlte zehn Mark und - o Wunder - bekam einen Bildabzug meiner Geburtsurkunde, der „gilt als beglaubigte Abschrift“ (so ein Aufdruck), geschrieben in der gotischen Handschrift, wie sie damals genannt wurde, jetzt „Sütterlin“, die sogar viele jüngere jetzt nicht lesen können. In Russland konnte ich so was fast nicht glauben, Berlin war doch im Krieg so zerstört! Die deutsche Ordnung!

Als ich nach einem Monat im Westen (Köln, Rhein, Bonn, Trier und Holland, das mir meine Freundin im Auto zeigte) nach Wolgograd zurückkehrte, bekam ich vom Abgeordnetenhaus Berlin, bei dem ich eine Kopie der Geburtsurkunde abgegeben hatte, die Nachricht, dass ich eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis bekommen kann und auch eine Rente für ehemalige Berliner, die unter den Nazis gelitten haben (die PRV - Politisch, Rassistisch Verfolgten Rente). Im deutschen Konsulat in Moskau bekam ich dann ohne weitere Fra-

gen ein Visum für unbefristeten Aufenthalt als jüdische Kontingentflüchtige.

Dann, als ich mich schon auf die Abreise vorbereitet hatte, gerade meine Wohnung verkaufen wollte, bekam ich Ende Mai einen Brief von demselben Abgeordneten, Herr Kraef, mit der Nachricht, dass „zu Bedauern“ das Abgeordnetenhaus bereits am 8. März 1996 beschlossen hat, dass nur Personen, die bis zu diesem Tag schon in Berlin wohnen, als PRV anerkannt werden. So würde ich, wenn ich trotzdem nach Berlin übersiedle, auf Leistungen der Sozialämter angewiesen sein. Auf meine Frage (per Fax des Panoramenmuseums, das ich benutzen konnte) bekam ich die Antwort (wörtlich): "... das entzieht sich unseren Kenntnissen.“!? (In Berlin habe ich später mit Herrn Kraef über diesen Satz gesprochen, wie das sein kann.)

So machte ich mich doch auf die Reise mit nur einem nicht großen Koffer und Tasche. In Berlin holten mich meine guten Bekannten ab, fuhren mich nach Mariendorf, wo ich mich melden sollte, aber da war plötzlich am Samstag (der Tag, an dem einmal in der Woche ein Zug aus Saratow ankommt) nur ein Wächter da, der nur deutsch sprach, alles geschlossen.

Gut, dass mich meine Freunde, die Winklers, mit zu sich nach Hause nahmen für das Wochenende. Dann musste ich eine Zeit in einem Heim im Osten der Stadt wohnen, was zur Folge hatte, dass ich als "Ossi" weniger Sozialhilfe bekam. So eine Logik! Ich stellte mir gleich eine Liste aller 24 Berliner Bezirke auf, wo ich eine kleine Wohnung in einem Seniorenhaus suchte und fand.

Ich muss doch noch kurz beschreiben, woher ich in Berlin und Köln gute Bekannte hatte, die bis jetzt meine Freunde sind, und dass es mir geholfen hat, mich schnell in Berlin einzuleben.

Also etwas Geschichte:

Es ist ja bekannt, dass Katherina II. (später auch andere Zaren) Deutsche zum Ansiedeln in Russland, meist im Süden, einlud, um diese Gebiete von den Angriffen der Nomadenvölker, meist Kalmücken, zu schützen und auch Missionstätigkeit unter ihnen zu tun. Unter diesen Eingeladenen war auch die Brüdergemeinde aus Sachsen, die als Böhmisches Brüder (in den USA - Morawische Brüder) bekannt sind. Es waren im 15. Jahrhundert die Nachfolger von Jan Hus, der in Böhmen als Ketzer hingerichtet wurde, also Christen, aber reformierte, keine Katholiken. Sie wurden von dem deutschen Grafen Zinzendorf nach Sachsen eingeladen, er gründete für sie einen Ort -- Herrnhut, wo sie sich ansiedelten. Es (gibt jetzt noch in Berlin in Neukölln eine Herrnhutstraße und zwei Straßen mit alten Pflastern und Häusern, und eine Kirche der Brüdergemeinde, die keine Türme, sondern nur einen „Dachreiter“ mit Glocken haben, das Interieur ein weißer Saal mit einem kleinen Altar in der Mitte. Genau so sieht jetzt auch die Kirche in Sarepta aus. Aber erst zurück ins 18. Jahrhundert.

Katherina II. lud also eine Gruppe dieser Brüder ein, die sich im Süden der Stadt Zarizyn (der ehemalige Name der Stadt Stalingrad) ansiedeln sollten, wo meist noch das Kalmückische Volk als Nomaden lebte.

So kamen 1765 die ersten vier Männer über Petersburg nach langer Reise nach Zarizyn und suchten sich einen Ort aus 18. Werst im Süden der Stadt, wo sie Sarepta gründeten. (Der Name nach einem Ort, der im Alten Testament erwähnt ist, wo ein Prophet bei einer Frau das letzte Mehl und Öl zu Essen bekam, nachdem diese immer wieder da waren. So wurde das Wahrzeichen ein Getreidezweig und ein Ölkrug.) Sie überwinterten in einer Lehmhütte, aber fingen gleich unter schweren Umständen an, ein Diarium (Tagebuch) zu schreiben, mit dem ersten Satz, dass die folgenden Generationen

sich für die Geschichte dieses Ortes interessieren werden, was auf mich einen großen Eindruck machte.

Im nächsten Frühling schafften sie es, ein Haus für die Nächstkommenden zu bauen, das waren schon vierzehn Familien mit Kindern. Unter ihnen ein Mann mit Namen Langerfeld, einer seiner Nachkommen in der achten Generation, Eugen Langerfeld, lebt in der Nähe von Herrnhut in der Stadt Nisky, leitet dort ein Archiv und die Kirchengemeinde der Brüder, hat auch vieles für Sarepta getan (spricht gut deutsch) und ist auch aktiv in Tschechien tätig. Auch mir hat er geholfen, viel gezeigt.

Die nächsten Jahre wuchs die Siedlung schnell und wurde zu einer sauberen Mustersiedlung. Die meisten "Herrnhuter" waren Handwerker, da der Boden nicht gut für Landwirtschaft geeignet war, nur der Sareptasenf und eine Senffabrik wurden sehr bekannt, er wurde sogar bis an den Zarenhof geliefert. Religiös lebten sie streng, nach eigenen Sitten, die erste Zeit durften die Nichtverheirateten nur streng getrennt in Heimen leben, und heiraten nur unter den Gleichgläubigen. Die jetzt sehr verbreiteten Losungsbücher für jeden Tag des Jahres und die Weihnachtssterne mit vielen Strahlen sind ihre Bräuche. Nur die Mission unter den Kalmücken, für die einige die kalmückische Sprache erlernten, gelang ihnen nicht. Wenn von Jesus und seiner Lehre erzählt wurde, meinten sie, auch bei Buddha ist ja dasselbe.

Im Jahr 17?? mussten sie vor den Rebellen Pugatschovs fliehen, die dann die Siedlung zerstörten, schafften es aber, die schnell wieder aufzubauen. Lange Zeit wurden sie von Steuern und Militärdienst befreit, bis Anfang des Ersten Weltkrieges die Deutschen umgesiedelt wurden, wenn auch nicht so grausam, wie es Stalin zum Anfang des Zweiten Weltkrieges tat. In den zwanziger und dreißiger Jahren bestand noch

die Sowjetrepublik der Wolgadeutschen, bis 1941 auch mit ehemaligen Sareptianern.

(Ein Buch von einem Nachkommen der ersten Sareptianer, Herr Glitsch, geschrieben zum hundertjährigen Bestehen der Siedlung, 1865, 500 Seiten, habe ich aus dem deutschen ins russische übersetzt.)

Da die Siedlung am südlichen Ende liegt, wo keine großen Kämpfe während der Stalingrader Schlacht waren, wurden die alten, meist kleinen Häuser nicht zerstört. Sie wurden zu anderen Zwecken benutzt, sogar etwas altes Mobiliar war noch erhalten. Nur war sie jetzt umgeben von neuen großen Stadthäusern. Dann kehrten einige ehemalige Siedler in den sechziger und siebziger Jahren zurück, konnten sich irgendwie wieder einrichten. Ein russischer Lehrer richtete dann ein kleines Museum ein, zeigte etwas von dem Leben der Sareptianer, ihre Sitten und Bräuche. 1986 wurde das Museum staatlich gefördert, man zeigte in zwei bis drei Häusern, was man gefunden oder von den immer mehr Zurückkehrenden bekommen hat, auch aus Archiven in Deutschland kamen alte Dokumente in gotischer Handschrift, da haben die Mitarbeiter mich gefunden.

Als Rentnerin hatte ich Zeit und Interesse, mich damit zu beschäftigen. Nur die alte Kirche war noch nicht wieder eingeweiht, das Interieur war zerstört, auch der Dachreiter. Provisorisch wurde als Kirche ein großer Container eingerichtet für die kleine Gemeinde, die schnell größer wurde. Aber sie hatten keinen Pfarrer. Da übernahm die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg die Partnerschaft für diese Gemeinde und schickte Pfarrer nach Wolgograd, die immer nur ein paar Monate blieben, dann kam ein anderer. Da musste ich als Dolmetscherin helfen, konnte so viele Berliner, auch Bischof Huber, der zu der Einweihung der Kirche kam, kennenlernen;

auch schriftliche Übersetzungen machte ich zu Hause, alles mit großem Interesse.

Auch besuchten schon in den DDR-Zeiten viele Deutsche Wolgograd, oft kamen Sonntags drei bis vier Schiffe mit diesen die Wolga runter, allen wurde auch Sarepta gezeigt, wo ich oft dabei war als Dolmetscherin. Und in Köln im Partnerverein hatte ich ja auch gute Freunde. So war es leichter für mich, mich in Berlin einzuleben, was so schnell geschah, dass ich mich selbst darüber wundere. Im Jahre 1997, also das nächste Jahr nach meiner Übersiedlung nach Berlin, machte ich eine Reise nach Wolgograd und Novosibirsk einen ganzen Monat. Als ich zurückkam und in Schönefeld landete, in die S-Bahn stieg und in 40 Minuten in meiner kleinen Wohnung war, fühlte ich mich Zuhause. Nur später bekam ich oft Heimweh nach Russland, wenn ich die Volkslieder höre (genau so, wie ich in Russland Heimweh nach Deutschland bekam, wenn ich die alten deutschen Volkslieder dort hörte). So sitze ich zwischen drei „Stühlen“ - dem deutschen, dem russischen und dem jüdischen, der mir ja auch nah ist.

Berlin, d.23.04.2005

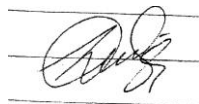
Muss so etwas, wie ein kleines Nachwort schreiben. Jetzt wird viel von den Tagen vor 60 Jahren im TV gezeigt, neben Bildern der Kämpfe - von der fast nur aus Schutt – brennenden Stadt, auch Erinnerungen der Menschen, die das als Kinder oder sehr jung miterlebt haben. Besonders „mein“ Sender BB (Berlin-Brandenburg) zeigte so etwas auch heute.

Man zeigt ein Foto der Menschen als Kind, dann sprechen sie jetzt. Vielen ist es sehr schwer zu sprechen über das Erlebte, sie kämpfen mit den Tränen, auch Männer. Eine Frau aus Dresden sagte immer wieder:“Man kann sich nicht vorstellen

das Gefühl, wenn man brennende Menschen sieht, das bleibt das ganze Leben! Genau!

Deshalb habe ich über die schrecklichsten Tage und Stunden in meinem Leben nur kurz geschrieben, ohne Emotion. Aber ich habe heute auch etwas von unerwarteten Gefühlen, die der Krieg gebracht hat, gehört. Z.B. Ein Mann erzählt, dass ihn damals alle glücklich nannten, da sein Vater unverletzt vom Krieg zurück kam. Er aber als Kind fühlte sich nicht glücklich, sein Vater ist so ein harter und gefühlloser Mensch geworden! Ein Diktator! Man durfte ihn sogar nicht fragen. Das blieb viele Jahre so, er konnte seinen Vater nicht lieben. Die schrecklichen 3 Tode, die ich überlebte, wollte und konnte ich auch nicht beschreiben.

Wenn ich jetzt das Gedruckte lese, merke ich – vieles ist überflüssig, zu genau mit Kleinigkeiten. Über viele schöne Reisen, die ich im Urlaub immer gemacht habe, wollte ich auch nicht schreiben, es wäre zu viel, wenn auch oft etwas Interessantes passierte, z.B. in Georgien in abgelegenen Orten usw.....

A handwritten signature in black ink, written on a set of three horizontal lines. The signature is stylized and appears to be the initials 'AUG'.

Berlin d. 20. 04 2005

Muß so etwas, wie ein kleines Nachwort schreiben.
Gebat wird viel von den Tapes vor 60 Jahr in TV gezeigt, neben
Bildern der Kämpfe + von der fast nur aus Schutt + brennende Stadt
auch Erinnerungen der Menschen, die das als Kinder oder sehr
jung miterlebt haben. Besonders „mein“ Sender BB (Berlin - Kron-
denbourg zeigte sowas auch heute. Man zeigt ein Foto der Menschen
als Kind, dann sprechen sie Gebat. Vielen ist es sehr schwer zu
sprechen über das erlebte, sie kämpfen mit den Tränen, auch Männer.
Eine Frau aus Dresden sagte immer wieder: „man kann sich nicht
vorstellen das Gefühl, wenn man brennende Menschen sieht, das bleibt
das ganze Leben! Genau! Deshalb habe ich über die schrecklich-
sten Tage + Stunden ^{in meinem Leben} nur kurz geschrieben, ohne Emotion. Aber ich
habe heute auch ^{etwas von} unerwarteten Gefühle, die der Krieg gebracht hat,
gehört. Z. B. Ein Mann erzählt, das ihn damals alle glücklich
nannten, da sein Vater unverletzt vom Krieg zurück kam. Er aber
als Kind fühlte sich nicht glücklich, sein Vater ist so ein hartes
+ gefühlloser Mensch geworden! Ein Diktator! Man durfte ihn sogar
nicht fragen. Das blieb viele Jahre so, er konnte seinen Vater
nicht lieben. Die schrecklichen 3 Tode, die ich überlebte, wollte
+ konnte ich auch nicht beschreiben.

Wenn ich jetzt das Gedruckte lese, merke ich - vieles ist über-
flüssig, zu genau mit Kleinigkeiten. Über vielen schönen Reisen, die
ich im Urlaub immer gemacht habe, wollte ich auch nicht schreiben, es
würde zu viel, wenn auch oft etwas interessantes passiert, z. B. in Geo-
gien in abgelegenen Orten usw.





Lotte Donski und Bischof Huber in Sarepta (Wolgograd)



Lotte Donski und Ernst-Gottfried Buntrock
im Gespräch mit Schülern
im Religionsunterricht in Berlin-Marzahn